1,50 DM / Band 123
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12.-

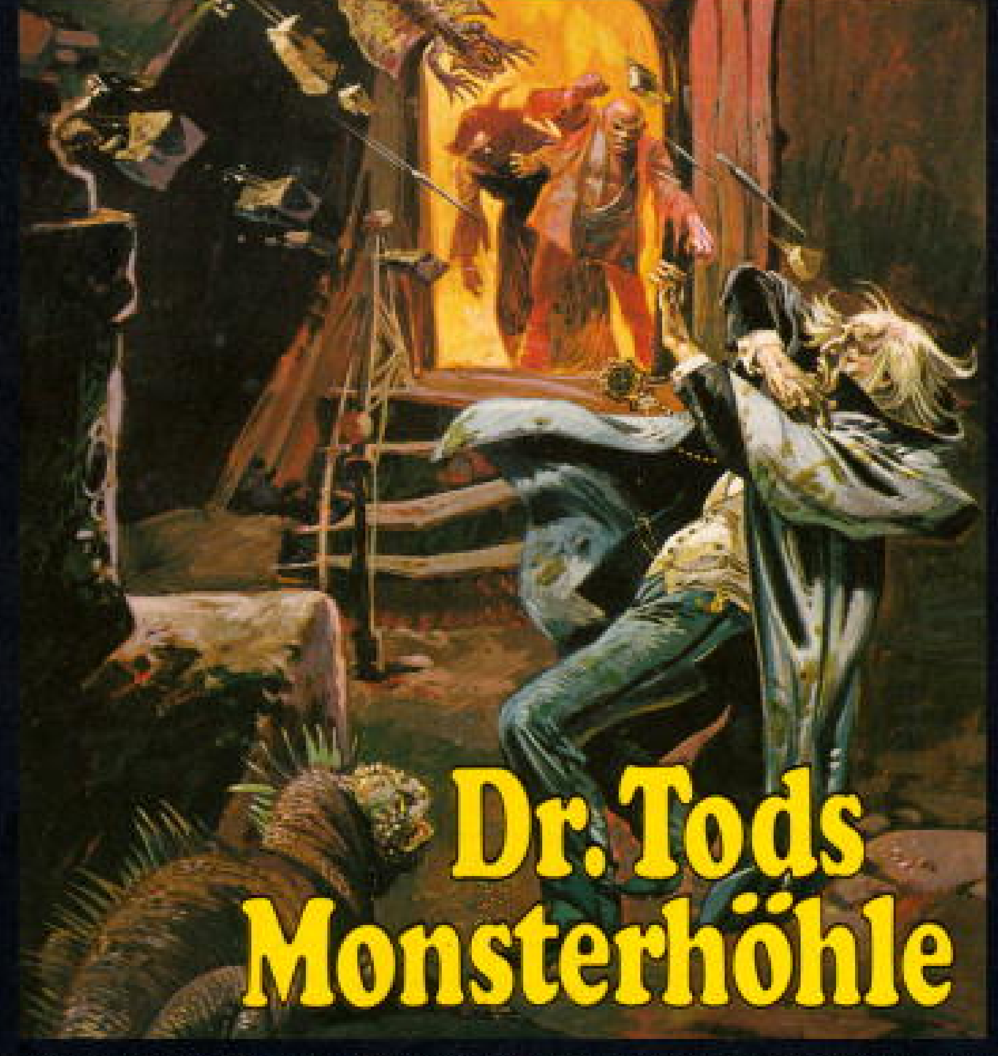
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Dr. Tods Monsterhöhle

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Dr. Tods Monsterhöhle

John Sinclair Nr. 123

von Jason Dark

erschienen am 11.11.1980

Titelbild von José Perez Montero

Sinclair Crew

Dr. Tods Monsterhöhle

Dr. Tod war wieder in London!

Lange genug hatte er sich von den beiden letzten Niederlagen erholen können. Er hatte gegrübelt und weitere Pläne geschmiedet, denn sein Ziel stand nach wie vor fest.

Die Gründung der Mordliga!

Ein Mitglied hatte er bereits für die Idee begeistert Tokata, den Samurai des Satans. Doch er brauchte noch mehr Verbündete. Und er wußte auch, wen er als zweiten aufnehmen wollte.

Pamela Barbara Scott – genannt Lady X!

In dem kalten Schuppen sah man kaum die Hand vor Augen. Und auch die Gestalten der beiden Personen waren nur in den Umrissen zu erkennen.

Ein Mann und eine Frau!

Der Mann war nervöser. Er hockte auf dem alten Ölfaß und scharrte ungeduldig mit den Füßen. Seine Sohlen kratzten dabei über den rauhen Beton.

»Hör doch auf«, sagte die Frau.

»Ach, du hast gut reden.« Der Mann stand auf und schritt auf das Fenster zu, das sich als graues Rechteck in der Wand abzeichnete.

Davor blieb er stehen und hakte die Hände an seinen breiten Gürtel. »Pam, ich glaube, der Hundesohn hat uns drauf gesetzt.«

»Nein, Dr. Tod wird kommen!« erwiderte Pamela Scott.

Der Mann lachte. »Dr. Tod! Was ist das schon für ein Name? Unter diesem Namen kann man doch nicht mitarbeiten.«

»Wieso, Rudy? Ich heiße doch auch Lady X.«

»Ja, den Namen haben dir die Zeitungsschmierer gegeben.«

»Ich bin stolz drauf«, lächelte Pamela Scott und dachte zurück an die Anfänge.

Vor vier Jahren hatte sie sich dazu entschlossen, der Gesellschaft den Rücken zu kehren. Das heißt, sie wollte sich nicht in die Zwänge pressen lassen und dafür sorgen, daß es auch andere nicht taten. Sie gründete eine Bande. Fünf Leute waren sie, die den Umsturz planten. Sie raubten Banken aus, plünderten Geldzüge, nahmen Geiseln und schossen, wenn es sein mußte, wie die Teufel um sich.

Drei aus ihrer Bande blieben auf der Strecke.

Doch Lady X, den Namen hatten ihr tatsächlich die Reporter gegeben, faßte man nicht.

Rudy war der einzige, dem sie noch trauen konnte. Er und die Lady X hatten überlebt. Die anderen vermoderten längst sechs Fuß tief unter der Erde.

Rudy und sie waren schon ein eiskaltes Gespann. Gefühle kannten sie nicht mehr. Wenigstens anderen gegenüber nicht.

Dann hatte vor drei Tagen dieser Dr. Tod angerufen. Eigentlich hieß er Solo Morasso, und dieser Name war Lady X wiederum ein Begriff. Sie kannte ihn als Gangsterfürsten sizilianischer Prägung.

Damals hatten die großen Zeitungen über sein plötzliches Ableben berichtet, und nun hatte er sich gemeldet.

War es tatsächlich dieser Solo Morasso? Wenn ja, dann war sein Tod eine gewaltige Täuschung gewesen. Letzteres erforderte wirklich Bewunderung, denn so etwas hätte selbst eine Frau wie Lady X nicht fertiggebracht.

Deshalb war sie auch auf Dr. Tods Plan eingegangen und hatte zugestimmt, sich mit ihm zu treffen.

Rudy, ihr Komplize, war anderer Meinung. Er traute keinem und gab sich wie ein gehetztes Wild. Rudy war immer auf der Flucht, und diese Flucht hatte Spuren bei ihm hinterlassen. Er war nervös geworden, unruhig, sein Blick zeigte einen gehetzten Ausdruck.

Auf Rudy war kein Verlaß mehr. Er schoß auch zu schnell.

Nicht daß Pamela Scott etwas dagegen gehabt hätte – sie hatte kein Gewissen –, aber es gab doch Situationen, da überlegte man lieber erst, bevor man zur Waffe griff.

Auch jetzt konnte er sich kaum zügeln. Er wandte sich vom Fenster ab und schritt wieder zurück. Über seiner rechten Schulter hing eine Maschinenpistole, ein tschechisches Fabrikat, während sich Lady X lieber auf eine israelische Uzi verließ. Zudem trug sie im Gürtel noch eine Luger.

Mit beiden Waffen konnte sie ausgezeichnet umgehen.

»Hat er denn wenigstens gesagt, wann er kommt?« fragte Rudy.

»Gegen Mitternacht.«

»Shit.«

»Keine Angst, er wird schon noch erscheinen.«

Rudy zündete sich eine Zigarette an. Aus alter Gewohnheit rauchte er die in der hohlen Hand.

Sie saßen jetzt dicht nebeneinander. Rudy hielt den Kopf gesenkt und schaute zu Boden, Lady X blickte gegen die Wand.

Sie war eine hübsche und mit 30 Jahren voll erblühte Frau, die alle Chancen im Leben gehabt hätte und auch vorwärts gekommen wäre, denn sie war auch intelligent.

Nur hatte sie den falschen Weg eingeschlagen, das war ihr Pech.

Ein Zurück gab es nicht mehr.

Eher das Gegenteil.

Allerdings erst seit dem Anruf. Dieser Dr. Tod hatte verdammt viel versprochen. Alle Reichtümer der Welt sollten die bekommen, die sich auf seine Seite stellten. Aber es ging nicht nur um Geld, sondern auch um die Vernichtung.

Solo Morasso war ein Menschenhasser, und Pamela Scott ebenfalls.

Sie paßten zusammen.

Rudy stand auf. »Ich halte es nicht mehr aus«, sagte er. »Wenn er nicht bald kommt, verschwinde ich. Das riecht mir alles viel zu sehr nach einer Falle.« Er schaute Lady X an. Was er sah, ließ sein Blut schneller kreisen.

Trotz des schwachen Lichts konnte er die Schönheit der Frau erkennen. Er sah ihr langes lackschwarzes Haar, das bis auf die Schultern reichte und von einem Band vor der Stirn zusammengehalten wurde. Ihr Gesicht war vielleicht eine Spur zu breit, aber das machte nichts. Der volle Mund und die dunklen Augen verliehen der Frau ein leicht anrüchiges Aussehen. Die Flügel ihrer

schmalen Nase bebten fast immer, und so hatte der Betrachter den Eindruck, als würde Lady X laufend unter Strom stehen.

»Wo willst du hin?« fragte sie.

»Ich sehe nach.«

»Das ist gefährlich.«

Rudy schüttelte den Kopf. »Ob ich hier warte oder mich draußen mal umsehe…«

»Meinetwegen«, gab Pamela Scott schließlich ihre Zustimmung.

»Aber gib acht, daß dich niemand sieht.«

»Klar, doch.« Er nahm die Maschinenpistole von der Schulter und ging zur Tür.

Als er sie öffnete, drang für einen Moment die schwüle feuchte Nachtluft in den Schuppen. Dann war er verschwunden.

Lady X dachte nach.

Rudy gefiel ihr nicht mehr. Er war zu einem Sicherheitsrisiko geworden. Obwohl sie schon oft mit ihm geschlafen hatte, war es doch gefährlich, weiter mit ihm zusammenzusein.

Sie mußten sich trennen.

Eine Kugel würde reichen.

Von diesen Gedanken ahnte Rudy natürlich nichts, als er den Schuppen verließ und das rohe Pflaster des Hafenkais betrat. Er drückte die Tür vorsichtig ins Schloß und schnupperte wie ein Raubtier.

Rudy hatte in all den Jahren einen Riecher für Gefahren entwickelt, diesmal sprangen seine Sinne nicht an. Alles war und blieb ruhig. Bis auf die Geräusche des Hafens, die zwar in der Nacht nicht so laut waren, aber doch gedämpft an seine Ohren drangen.

Auch bei Dunkelheit wurde Fracht gelöscht, viele Schiffe hatten es eilig. Die hohen Lagergebühren überstiegen das Nachtschichtgeld der Hafenarbeiter.

Von der Themse her wehte grauer Dunst über den stillgelegten Pier. Kniehoch kroch er über das Pflaster. Der Himmel war bedeckt.

Kein Mond oder Stern warf sein Licht auf die Erde.

Zwei Piers weiter leuchteten drei einsame Laternen. Sie sahen aus wie in der Luft schwebende Lampions.

Rudy rauchte die letzten Züge. Dann trat er die Zigarette aus.

Trotz der Kühle schwitzte er. Das kam von der inneren Nervosität.

Er strich sein langes Haar aus der Stirn und sehnte sich nach einer Dusche. Vielleicht wurde bald alles anders.

Einmal ging er um den Schuppen herum. Seine Südseite lag am Wasser. Die Wellen klatschten gegen den Pier. Auf dem Fluß, der wie ein dunkler Arm mit hellen Punkten wirkte, rauschte ein Polizeiboot in Richtung Westen. Rudy erkannte es an den Lichtern.

Er verfolgte das Boot, bis es in der Schwärze der Nacht verschwand.

Dann ging er wieder zurück.
Kaum hatte er die Tür geschlossen, als sich eine schmale Gestalt hinter einem verrotteten Gabelstapler aufrichtete.
Es war ein Mann. Schon älter, aber mit wieselflinken Augen, die alles sahen.
Und sie hatten Rudy gesehen.
Sogar erkannt, denn schließlich war auf seinen Kopf eine hohe Belohnung ausgesetzt.
10.000 Pfund.
Die wollte sich der Streuner verdienen. Lautlos verließ er den Pier und rieb sich die Hände. Die Münzen für ein Telefongespräch würden sich tausendfach bezahlt machen…

***

Urlaubszeit!
Man kennt das ja. Keiner ist da, und die, die anwesend sind, haben keine Lust.
Mir ging es nicht anders.
Ich hatte keinen Urlaub, die Familienväter waren weg, und es fehlten Beamte für die Nachtschicht.
Man griff auf Leute zurück, die gerade nicht im Einsatz waren.
Ich kam aus Frisco, und Sir James Powell, mein Chef, hatte mich gleich zu sich rufen lassen.
»Damit es keine Unstimmigkeiten gibt, ich habe etwas für Sie, John.«
Begeistert war ich nicht. Wer freut sich schon, wenn er Arbeit bekommt?
Sir James machte es dann auch spannend. »Wir haben jetzt elf Uhr morgens. Bis um 20 Uhr können Sie schlafen. Dann beginnt Ihr Dienst.«
»Nachtschicht?«
»Ja. Vertretung. Es sind keine Leute da. Tagsüber ist die Besetzung garantiert, aber nachts gibt es immer Lücken. Sie können ja alte Akten während der Bereitschaft aufarbeiten.«
Tja, so hockte ich nun gegen Mitternacht in meinem Büro herum und kämpfte mit dem Schlaf. Tagsüber hatte ich kaum ein Auge zubekommen, und um Berichte zu schreiben, fehlte mir einfach die Energie. Die Tür zum Vorzimmer stand offen. Es hing noch ein Hauch von Glendas Parfüm in der Luft.
Leider hatte man sie nicht ebenfalls zur Nachtschicht eingesetzt.
Mit ihr zusammen hätte ich die Zeit schon auf angenehme Art und Weise totgeschlagen.
So aber hockte ich allein.
Die Conollys waren auch wieder zu Hause. Nach all den Strapazen wollten sie sich jetzt in ihrem Bungalow erholen. Das war bestimmt

besser, als auf den Bahamas Zombies zu jagen.

Ich zündete mir eine Zigarette an und trat ans Fenster. Der Verkehr war abgeflaut, aber in Richtung Piccadilly Circus war der Himmel durch Reklamelichter so erhellt, als würde es keine Energiekrise mehr geben.

Kaffee hatte ich. Allerdings nicht von Glenda gekocht, sondern aus der Kantine.

Er schmeckte wie ein Laternenpfahl ganz unten. Nee, war das eine Brühe. Trotzdem schlürfte ich den Becher leer.

Und dann schrillte das Telefon.

In der Stille hörte es sich überlaut an, ich zuckte regelrecht zusammen. Meine Gedanken signalisierten mir Ärger.

Ich hob ab.

Es war der Einsatzleiter für diese Nacht, Chiefinspektor Dennis Hartley. »Großalarm, John. Wir haben einen Anruf erhalten. Rudy, der Terrorist, ist gesehen worden und mit ihm zusammen Lady X! Wir starten in 20 Sekunden. Hängen Sie sich an.«

Er legte auf.

Ich spritzte von meinem Stuhl hoch, warf das Jackett über und raste zur Tür.

Auf dem Weg nach unten rekapitulierte ich, was ich über Lady X wußte. Sie war kein Gegner für mich, da sie nicht mit den Mächten der Finsternis paktierte. Lady X konnte man als Terroristin bezeichnen. Zahlreiche Verbrechen gingen auf das Konto der Bande, der sie vorstand. Sie hatten Banken überfallen und Geiseln genommen.

Lady X gehörte zu den meistgesuchten Verbrechern Europas.

Nie war es der Polizei und den Sonderkommandos gelungen, ihren Aufenthaltsort festzustellen. Jetzt schien man sie endlich zu haben.

Ich sprintete auf den Hof, wo mein Bentley stand. An der Tür drückte mir ein Uniformierter eine Maschinenpistole in die Hand.

Die ersten Wagen jagten bereits dem Ausgang entgegen. Schwere Limousinen, besetzt mit bewaffneten Männern.

Ich hechtete in den Bentley und warf die MPi auf den Nebensitz.

Zwei Sekunden später raste ich bereits los.

Einem neuen Abenteuer mit Dr. Tod entgegen. Doch das wußte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht.

***

Im Scheitelpunkt des großen Themseknicks fuhren wir über die Waterloo Brigde auf die andere Seite des Flusses. Über Funk hatte ich mit angehört, daß die River Police eingeschaltet war und den entsprechenden Pier von der Flußseite hin abdeckte.

Es war die Falle.

Und ich hoffte, daß Lady X und ihr Begleiter auch hineintappen

würden. Ich kämpfte zwar fast ausschließlich gegen Dämonen und finstere Mächte, aber ich war Polizeibeamter, und dieser Job hielt mich nicht davon ab, auch gegen normale Verbrecher vorzugehen.

Außerdem verachtete ich Terroristen und ihre zerstörerische Ideologie. Sie nahmen auf nichts Rücksicht, weder auf Männer, Frauen oder Kinder. Sie kannten nur ihre eigenen brutalen Ziele.

Ob es nun rechts oder linksradikale Banden waren.

Sie waren beide gleich schlimm.

Mein Bentley hielt ausgezeichnet mit. Ich fuhr zwar als letzter, blieb aber an der Stoßstange des vor mir fahrenden Rovers.

Hinter der Brücke beginnt die Waterloo Road, eine breite Straße, die tief in den Londoner Süden hineinstößt und am St. Georges Circus erst endet.

Wir brauchten die Straße nur ein Stück zu fahren, dann bogen wir nach links zu den Piers ab.

Längst jaulten keine Sirenen mehr. Fast lautlos näherten sich die Wagen ihrem Ziel.

Wir rollten durch eine andere Welt.

Hier war der Hafen. Ein Teil der Stadt, der nach anderen Gesetzen lebte.

Gewaltige Kräne stachen gegen den Himmel. Schwere Frachter wurden Tag und Nacht entladen. Wer hier arbeitete, der wußte, was er nach acht Stunden getan hatte. Gleißende Scheinwerfer erhellten die Piers. Die lauten Kommandos der Vorarbeiter durchbrachen die Geräuschkulisse der quietschenden Ladekräne und Hebebühnen.

Ein Kran hob einen gewaltigen Container hoch. Massig schwebte er über dem Pier. Die Ketten waren in der Dunkelheit kaum zu sehen. Man hätte meinen können, der Container schwebe über dem Wasser.

Bremsleuchten glühten auf. Mir kamen sie vor wie viereckige rote Augen. Wir fuhren jetzt direkt in die Pieranlagen hinein. Der glatte Straßenbelag endete, Kopfsteinpflaster nibbelte unter den Bentleyreifen. Die Stoßdämpfer fingen alles sehr gut ab. Rechts wuchsen Lagerhallen in die Höhe. Manche zählten drei Stockwerke.

Auf den flachen Dächern standen drehbare Scheinwerfer, die ihre breiten, gleißenden Strahlen auf die Plätze warfen, wo gearbeitet wurde. Durch die hellen Bahnen trieben träge Nebelschwaden.

Über ein Bahngleis fuhren wir zum Wasser hin. Wie ich über Sprechfunk erfahren hatte, sollte sich der Schuppen, in dem sich die Terroristen verbargen, direkt an der Themse befinden.

Bis dahin fuhren wir allerdings nicht. Neben einer alten Telefonzelle stoppten wir.

Chiefinspektor Hartley stieg aus. Die übrigen Beamten und ich folgten seinem Beispiel.

Ich nahm die Maschinenpistole mit.

Eine ungewohnte Waffe für mich, obwohl ich damit umgehen konnte, das hatte man mir beigebracht. Aber wenn ich schoß, dann zumeist mit der Beretta.

Hartley hatte seine Leute um sich versammelt. Er war der Einsatzleiter, ich ordnete mich unter, obwohl mein Sonderausweis mir ganz andere Möglichkeiten bot. Doch dies war nicht mein Fall.

Hartleys Gesicht zeigte Schweißspuren, die grauen Augen blickten starr.

Erst jetzt sah ich den Knaben, der hinter ihm stand. Ein kleiner Kerl in einem viel zu weiten Mantel. Im ersten Augenblick erinnerte er mich an Myxin, den Magier.

Das mußte der Mann sein, der angerufen hatte. Streuner schliefen oft unter Zeitungen, sicherlich hatte er in einer der Gazetten die Bilder der Terroristen gesehen.

Chiefinspektor Hartley teilte seine Leute ein. Sie sollten einen Ring um den Schuppen bilden.

Auch ich wurde angesprochen.

»John, Sie nähern sich von der linken Seite dem Schuppen. Ich gebe Ihnen noch Sergeant Fairy mit.«

Fairy war ein junger Mann mit strohblonden Haaren. Er nickte mir knapp zu.

Dann zogen wir los.

Möglichst leise bewegten wir uns voran. Die Maschinenpistole hielt ich mit beiden Händen umfaßt. Der Kolben berührte meine Hüfte.

Der Pier war nicht leer. Man hatte ihn als Abfallgrube benutzt.

Überall lagen leere Kartons und Blechbüchsen herum. Wir mußten höllisch aufpassen, damit wir nicht irgendwo gegentraten.

Geduckt gingen wir unser Ziel an.

Auf den letzten Yards gab es keine Deckung, nur einen alten Gabelstapler, der vor sich hinrostete. Das gefiel mir überhaupt nicht. Mich hatte eine Erregung gepackt wie bei einer Jagd auf einen Dämon. Irgendwie glich es sich ja auch.

Wie ein Klotz hob sich der Schuppen vom Boden ab. Jetzt konnte ich bereits das Wasser sehen. Schaumkronen glitzerten auf den Wellen. Sie sahen aus wie lange Perlenschnüre.

Ich wischte mir mit dem Handrücken über das Gesicht. Schweißfeucht war die Haut.

Hartleys Plan sah vor, daß er die beiden Terroristen erst anrufen würde, bevor es zu einer Verhaftung kam.

Etwa 20 Yards vor dem Schuppen ging ich in die Knie. Sergeant Fairy befand sich links von mir und tat es mir nach. Er grinste.

»Mein erster Einsatz«, flüsterte er mir zu.

»Ich drücke Ihnen beide Daumen.«

»Danke.«

Sein Wort wurde durch die harte Megaphonstimme übertönt.

Wie die Posaunen des Jüngsten Gerichts schallte sie plötzlich über den verlassenen Pier.

»Hier spricht die Polizei!« hörten wir Chiefinspektor Hartleys Stimme. »Pamela Scott und Rudy Campell, Sie sind umstellt. Kommen Sie einzeln und unbewaffnet raus. Jeder Widerstand ist zwecklos und wird sofort gebrochen!«

Es tat sich nichts.

Das wunderte mich. Normalerweise hätten die Terroristen anders reagiert. Man war es gewöhnt, daß sie kämpfend untergingen, doch in diesem Fall rührte sich niemand.

Oder sollten sie nicht mehr in dem Schuppen sein? Das war allerdings auch möglich.

Fairy hatte den gleichen Gedanken wie ich. »Die sind bestimmt abgehauen«, flüsterte er.

Ich hob die Schultern. Und schaute dabei an dem Schuppen vorbei aufs Wasser.

Dort lagen zwei Schiffe.

Polizeiboote, die im selben Augenblick ihre Scheinwerfer einschalteten.

Vier Lichtstrahlen durchbrachen die Dunkelheit, stachen im spitzen Winkel auf den Schuppen zu und vereinigten sich dort zu einem gleißenden, bläulich schimmernden Kreis. Ein Rest des Lichts glitt über den Schuppen hinweg und erhellte den Platz vor dem Gebäude.

Wenn jetzt jemand herauskam, war er geliefert, dann konnte er sich nicht mehr verstecken.

Noch einmal wiederholte Hartley seine Aufforderung.

Und da flackerte plötzlich Maschinenpistolenfeuer auf.

Allerdings schossen die Terroristen nicht auf uns, sie nahmen die Polizeiboote unter Feuer.

Plötzlich verlöschten zwei Strahler.

Es wurde merklich dunkler.

Auch von den Schiffen wurde geschossen.

Im nächsten Moment sah ich die Schatten der Kollegen. Sie stürmten auf den Bau zu, hielten jedoch ihr Feuer zurück. Auch Sergeant Fairy startete.

Ich stieß mich ebenfalls ab und sah aus den Augenwinkeln, wie die Schuppentür aufgestoßen wurde.

Rotgelb blitzte es dort auf. Die Maschinenpistole sang ihre tödliche Melodie.

Jetzt erst schossen die Beamten zurück. Kugelgarben hackten in das Holz und durchbrachen es, während aus der Hütte noch immer gefeuert wurde, die Bleihummeln über das Pflaster jagten und dort Funkenketten hochschleuderten.

Ein Schrei ertönte. Einer der Polizisten wand sich am Boden, ließ seine Waffe fallen und hielt sich beide Beine. Ein Kollege versuchte ihn aus der Gefahrenzone zu ziehen, wurde auch getroffen und fiel.

Ich wollte ebenfalls in den Kampf eingreifen, doch dann hielt mich ein Ereignis davon ab, das ich allein nur sah, weil ich mich ganz außen befand.

Jemand stieg aus dem Wasser!

Hinter dem Schuppen erhob sich seine riesige Gestalt. Ein wahres Monster, allerdings mit menschlichen Formen. Für den Bruchteil einer Sekunde durchquerte es die faserigen Ausläufer der Bootsscheinwerfer, und ich konnte es erkennen.

Mir stockte der Atem.

Ich sah nicht, wie der Terrorist Rudy aus dem Schuppen stürmte und unter einem Kugelhagel zusammenbrach, ich hatte nur Augen für die schreckliche Gestalt.

Ich kannte sie, obwohl ich ihr noch nie direkt gegenübergestanden hatte.

Es war Tokata, der Samurai des Satans!

***

Plötzlich war dieser normale Kriminalfall zu meinem geworden.

Wo Tokata auftauchte, da war auch Dr. Tod nicht weit, denn der Samurai und er gehörten zusammen.

Für mich ein Schlag ins Gesicht.

Das gab es doch nicht!

Und Tokata war bewaffnet. Er hielt in seiner rechten Hand das gefährliche Samurai-Schwert, dessen Klinge im Höllenfeuer geschmiedet war und Wände wie Butter durchschnitt.

Der Samurai bewegte sich auf die Hinterseite zu. Was er dort tat, konnte ich nicht sehen, es mir aber denken. Er würde Lady X herausholen, falls sie nicht schon tot war.

Ich stürmte los. In diesen Augenblicken dachte ich nicht an meine Sicherheit, sondern an Dr. Tod, der bestimmt in der Nähe lauerte.

Jemand schrie meinen Namen, ich störte mich nicht daran, rannte mit schußbereiter Maschinenpistole um den Schuppen herum und sah, wie sich der Samurai mit blitzschnellen Schwerthieben seinen Weg bahnte. Die Klinge zerhackte das Holz.

Dann trat er zu.

Mit dem rechten Fuß hieb er ein weiteres Loch in die Wand, und mit der linken Faust verbreiterte er es.

Dann war er im Schuppen.

Mich hatte er nicht gesehen, und deshalb baute ich mich neben dem Ausgang auf.

Ich sah zu, daß ich im Dunkeln blieb. Vor dem Schuppen hörte ich

die Stimmen der Beamten. Den Rufen nach zu urteilen, wollten sie in den Schuppen dringen.

Hoffentlich taten sie das nicht, denn sie würden Tokata in die Arme laufen.

Da kam er schon zurück.

Wie eine Puppe hielt er Lady X auf den Armen. Er ging dicht an mir vorbei, und ich mußte zu ihm hochschauen.

»Bleib stehen!« brüllte ich ihn an.

In diesem Augenblick geschah zweierlei.

Der Samurai drehte sich um und schleuderte noch in der Bewegung Lady X ins Meer.

Gleichzeitig eröffneten die Polizisten auf den Schiffen das Feuer.

Die Mpi’s knatterten, Geschosse heulten heran, und auch ich befand mich in höchster Lebensgefahr.

Über der Terroristin schlugen die Wellen zusammen, der Samurai aber stand noch.

Und er fing die Kugeln auf.

Sie hieben in seinen Körper, zogen eine regelrechte Naht, aber sie machten ihm nichts.

Mit einem zirkusreifen Hechtsprung brachte ich mich seitlich in Sicherheit und feuerte im Liegen.

Auch meine Garbe traf, doch sie warf den Samurai nicht um. Tokata stand wie eine Eins.

Er riß nur seinen Mund auf und stieß ein drohendes Knurren aus, das mich an das Grollen eines Unwetters erinnerte.

Alles war so schnell gegangen, daß ich ihn kaum richtig ansehen konnte. Vielleicht hätte er mich auch angegriffen, aber er hatte wohl andere Aufgaben zu erfüllen, machte plötzlich kehrt, lief zwei Schritte und warf sich ins Wasser.

Auch ich konnte nicht mehr dort bleiben, wo ich lag. Zu nahe lagen die nächsten Garben.

Die Maschinenpistole war mir hinderlich. Ich schleuderte sie kurzerhand weg, nahm einen kurzen, aber schnellen Anlauf und stieß mich ab.

Ich hechtete über den Pierrand, streckte meinen Körper und tauchte in die Fluten.

Mit dieser Attacke setzte ich alles auf eine Karte. Und ich war mir der Gefahr bewußt, in die ich mich begeben hatte, aber für mich gab es keine andere Möglichkeit.

Ich mußte Tokata auf den Fersen bleiben – und damit meinem Erzfeind Dr. Tod!

Die Themse ist zwar sauberer geworden, doch ich rate keinem, im Hafenwasser zu baden.

Als meine Fingerspitzen die Oberfläche berührten, schloß ich sofort

den Mund.

In der trüben Brühe konnte ich nichts sehen, obwohl ich weit die Augen aufriß. Ein paar Holzstücke schwammen vor meiner Stirn herum, und ein mit Wasser vollgesaugter leerer Karton trieb auch vorbei.

Von Tokata und Lady X sah ich nichts.

Ich tauchte auf.

Zwei Scheinwerfer waren noch heil geblieben. Ihr Licht streute an mir vorbei und traf den Pier sowie den zum Teil zerstörten Schuppen.

Dicht am Wasser liefen die Kollegen aufgeregt hin und her. Ich hörte das Wimmern einer Krankenwagensirene und hoffte, daß es keinen Toten gegeben hatte.

Vom Schiff her schallte eine Megaphonstimme herüber. »Da sind noch welche im Wasser! Wir suchen es ab!«

»Okay!« wurde geantwortet.

Die Scheinwerfer schwenkten. Sie glitten auseinander. Einer fuhr nach links, der andere nach rechts.

Letzterer kam mir gefährlich nahe, und ich tauchte weg.

Abermals befand ich mich in dieser dunklen, stinkenden Brühe.

Ich schwamm auf die Flußmitte zu. Irgendwann mußte ich den Samurai doch treffen. Solch einen großen Vorsprung hatte er schließlich nicht.

Da ich nicht sehr tief schwamm, konnte ich genau verfolgen, von wo der Strahl kam. Auf den Wellen und noch etwas von mir entfernt bewegte sich ein heller Teppich. Der zweite war wesentlich weiter weg. Beide wanderten, und ich kam zu dem Entschluß, daß der Samurai und die Terroristin noch nicht gefunden worden waren.

Es war sowieso mehr als fraglich, ob die Polizisten es schafften, den Samurai zu stoppen. Ich glaubte nicht so recht daran, denn der Tokata war kein menschliches Wesen, sondern eine Ausgeburt der Hölle und nur mit Spezialwaffen zu bekämpfen, die ich zwar besaß, aber nicht bei mir trug. Außerdem wußte ich nicht, ob mein Kreuz es schaffte. Es entstammte einem ganz anderen Kulturkreis.

Ich mußte wieder hoch.

Als ich mit dem Kopf die Wasseroberfläche durchstieß, sah ich nicht weit entfernt den Bug eines Polizeibootes. Riesig kam er mir vor, so wie er in die Höhe ragte. Einige Beamte hatten sich über die Reling gebeugt und leuchteten zusätzlich mit Handscheinwerfern die Wasseroberfläche ab.

Mich traf auch ein Strahl.

Bevor es zu irgendwelchen Mißverständnissen kommen konnte, hob ich die Hand und winkte.

Jemand schleuderte mir einen Reifen zu.

Ich packte ihn und ließ mich an Bord ziehen. Tropfnaß kletterte ich

über eine Außenleiter. Auf dem Schiff schüttelte ich mir das Wasser aus den Haaren.

Ein Lieutenant baute sich vor mir auf.

»Ich bin Oberinspektor Sinclair«, erklärte ich ein wenig atemlos und verlieh durch das Vorzeigen des Ausweises meinen Worten mehr Gewicht.

»Freut mich, Sir, Sie kennenzulernen. Dann waren Sie das da an dem Schuppen.«

»Ja, die Kugeln Ihrer Leute hätten fast ein Sieb aus mir gemacht.«

»Das war nicht beabsichtigt, Sir.«

Ich grinste. »Kann ich mir denken.« Mit der rechten Hand wischte ich nasse Haare aus der Stirn. »Haben Sie diese Gestalt gesehen, die an Land geklettert ist?«

»Ja, Sir.«

»Sie hat die Terroristin entführt.«

»Das bekamen wir noch mit. Eigentlich hätten wir sie längst finden müssen. So schnell kann eigentlich kein Mensch schwimmen.«

Es ist auch kein Mensch. Das allerdings sagte ich nicht, sondern dachte es nur.

»Wir suchen aber weiter, Sir«, sagte der Lieutenant.

Der Steuermann bekam Anweisungen, noch mehr auf die Flußmitte zuzuhalten.

Sie gaben mir eine Decke, Alkohol lehnte ich jedoch ab. Dafür hängte ich mir die Decke über beide Schultern und wanderte zum Bug.

Wie ein Messer zerschnitt er die Wellen. Gischtregen sprühte an mir vorbei, und schaumige Streifen liefen an den Seiten des Schiffes entlang.

Noch immer kreiste der Scheinwerfer über der Themse. Er zuckte sogar am gegenüberliegenden Ufer entlang, wo ebenfalls Piers und Schiffsdocks lagen.

Dann sah ich das Boot.

Es schoß aus der Uferdeckung hervor und trug keinerlei Positionsleuchten. Ich hatte das Gefühl, ein Schatten flöge über das Wasser.

»Das sind sie!« rief ich zum Steuermann hoch.

Der gab meine Mitteilung sofort weiter. Die Crew arbeitete gut zusammen. Der noch intakte Scheinwerfer wurde gedreht, fuhr einen Kreis über das Wasser und erfaßte das fremde unbeleuchtete Boot.

Es hatte die Geschwindigkeit gedrosselt, bewegte sich kaum mehr von der Stelle.

»Die nehmen jemand auf!« Der Lieutenant war neben mich getreten.

»Hin!« Plötzlich packte mich das Jagdfieber. Wenn ich Dr. Tod an den Kragen konnte, war mir alles recht.

»Volle Kraft voraus!«

Die Maschinen begannen zu singen. Ich hatte das Gefühl, der Bug würde sich aus dem Wasser heben, und klammerte mich an der Reling fest, um von dem plötzlichen Schub nicht umgestoßen zu werden.

Die Wellen klatschten stärker gegen die Bordwände, gischteten über und besprühten mich mit einem feinen Nebel.

Ich ließ das fremde Boot nicht aus den Augen. Den sich dort an Deck befindlichen Männern machte es nichts aus, daß wir auf sie zuhielten. Und dann sah ich die Gestalt des Samurais deutlich im Scheinwerferlicht.

Der Unheimliche stieg an Deck. Wie eine Puppe trug er Lady X unter seinen Arm geklemmt, legte sie auf die Planken und drehte sich dann.

Er trug eine lederne Rüstung mit Brustpanzer und einen Schutz vor dem Gesicht. Irgendwie erinnerte er mich an eine Fechtermaske, nur konnte ich die Gesichtszüge dahinter leider nicht erkennen.

Aber ich sah sein Schwert.

Hoch hielt er den rechten Arm und schwang diese im Höllenfeuer geschmiedete Waffe.

Mir lief bei diesem Anblick ein Schauer über den Rücken, und den Polizisten erging es ebenso.

»Was – was ist das denn für ein Untier?« flüsterte der Lieutenant.

Ich verstand seine Worte nur deshalb, weil er so dicht neben mir stand.

»Keine Ahnung«, log ich. Die Wahrheit konnte ich ihm nicht erzählen, er hätte mir nicht geglaubt.

»Aber den haben wir doch getroffen«, knirschte er. »Der müßte längst tot sein.«

Ich schwieg lieber.

Das zweite Polizeiboot hatte ebenfalls Kurs auf das fremde Schiff genommen. Die Besatzung dort war über Funk alarmiert worden.

Mit schäumender Bugwelle rauschte es heran.

Wir jedoch waren näher.

Da startete das fremde Boot.

30 Yards trennten uns.

»Mehr Stoff!« schrie ich unwillkürlich, als ich sah, wie schnell das andere Boot war.

Der Steuermann war eine Klasse für sich. Er drehte so hart steuerbord, daß unser Kahn fast kenterte, jedoch der Winkel gerade noch zu ertragen war.

Parallel zum Fluchtboot fuhren wir dahin.

Zwischen den beiden Bordwänden befand sich kaum ein Yard Platz. Und in diesem Augenblick hatte ich eine Wahnsinnsidee.

»He, was machen Sie da?« schrie der Lieutenant, als ich plötzlich auf die Reling kletterte.

Ich gab keine Antwort, konzentrierte mich voll auf mein Manöver,

atmete noch einmal tief durch und stieß mich wie ein Sprinter von den Startblöcken ab…

***

Nicht einmal eine Sekunde schwebte ich in der Luft. Und doch kam mir die Zeitspanne so verdammt lang vor.

Ich sah unter mir die beiden daherrasenden Boote, dazwischen den Wasserstreifen und hatte plötzlich Angst, daß der Fahrer des fremden Bootes seinen Kahn wegziehen würde.

Das geschah nicht.

Und auch der Samurai schlug mit seinem Schwert nicht zu.

Wahrscheinlich war er selbst von meiner Attacke zu sehr überrascht worden.

Wuchtig knallte ich auf die Planken. Ich hatte mich nicht mehr abrollen können, prallte mit der Schulter auf und wurde ein paarmal um die eigene Achse geschleudert. Instinktiv riß ich die Arme hoch, um meinen Kopf zu schützen. Zwar stoppte mich ein harter Gegenstand, doch mit dem Schädel prallte ich nicht dagegen.

Selten war ich so schnell auf die Beine gekommen.

Bis gegen das Ruderhaus war ich gerollt, drehte mich jetzt und sah den Samurai auf dem Dach des Ruderhauses stehen und sein gefährliches Schwert schwingen.

Er hieb sofort zu.

Gleichzeitig hämmerte eine MPi-Salve. Die Kugeln klatschten voll gegen den breiten Körper des unheimlichen Kämpfers. Geschossen wurde vom Polizeiboot aus, das jedoch jetzt den kürzeren zog und das Tempo nicht mehr mithalten konnte.

Dr. Tods Boot fuhr ihm davon.

Ich hatte mich sofort nach hinten geworfen. Über das halbe Deck flog ich, fast bis zum Heck.

Und dort hockte auch Lady X.

Für einen Moment sah ich das schöne Gesicht mit den lackschwarzen Haaren, die jetzt naß waren und wie angeleimt an ihrem Kopf klebten. Haß und Wut blitzten in ihren Augen. Sie sah in mir einen Feind, womit sie auch recht hatte.

Lady X warf sich zur Seite und packte einen auf Deck liegenden Gegenstand. Es war das letzte Stück eines Drahtkabels. Das wollte sie mir um die Ohren schlagen.

Mit einem Karateschlag hieb ich ihre Hände zur Seite. Gleichzeitig stieß meine linke Hand vor, und dann riß der Steuermann das Boot in eine Kurve.

Keiner von uns konnte sich halten.

Lady X und ich purzelten über das Deck, aber auch der riesenhafte Samurai hatte Mühe, die Balance zu halten. Er wurde gegen die Reling

gedrückt und hätte fast das Übergewicht bekommen, konnte sich im letzten Augenblick noch festklammern.

Dadurch war der Weg zum Ruderhaus frei.

Ich sprang auf die Füße. Auf die Polizisten konnte ich nicht mehr hoffen. Dieses Boot war wesentlich schneller als ihre beiden Kreuzer. Die Hälfte der Strecke schaffte ich.

Dann stoppte mich der Samurai.

Links von mir blitzte sein Schwert auf, ich machte aus vollem Lauf einen Satz nach rechts, und nur dadurch verfehlte mich die verdammte Klinge.

Wuchtig prallte ich gegen die Steuerbord-Reling. Diesmal hatte ich zuviel Schwung. Bevor ich mich versah, kippte ich über Bord.

Die Oberfläche wirkte auf einmal wie Beton. Mein Körper hatte noch die Geschwindigkeit des Bootes, ich klatschte auf und hatte das Gefühl, mein Magen würde in mehrere Teile zerrissen. Plötzlich bekam ich keine Luft mehr, riß den Mund auf, und das war verkehrt.

Wasser drang in meinen Rachen, ein Wirbel zog mich nach unten, dadurch verfehlte mich zum Glück die Heckschraube, aber ich mußte unbedingt hoch und Luft schnappen.

Nicht nur die Wellen des Wassers drangen auf mich ein, sondern auch die Wogen der Bewußtlosigkeit. Verdammt, ich mußte an die Oberfläche. Rein instinktiv vollführte ich die Schwimmbewegungen, kam auch hoch, trat Wasser und keuchte mir fast die Lungen aus dem Leib.

Vor mir bewegten sich die Wellen, hoben mich hoch, überschwemmten meinen Kopf und drückten mich wieder nieder.

Ich schwamm, schrie und hustete.

Irgendwann hörte ich Stimmen, dann klatschte etwas gegen meine Schläfe, jemand griff unter meine Achselhöhlen, und danach wußte ich plötzlich nichts mehr…

***

Die Großfahndung lief sofort an. Zu Lande, zu Wasser und in der Luft waren die Polizeieinheiten unterwegs, doch einen Erfolg hatten sie nicht zu verzeichnen.

Das Boot war wie vom Erdboden verschluckt.

Ich hörte die Meldungen in der River Police Station, wo ich in eine Decke eingewickelt saß und heißen Tee trank.

Meine Kleidung hing irgendwo zum Trocknen.

Der Lieutenant vom Polizeiboot kam zu mir und überbrachte die erfolglose Meldung.

Ich starrte auf die trübe Kugellampe an der Decke. Dann begann die ganze Jagd also wieder von vorn. Kein erhebendes Gefühl, fürwahr nicht.

Ich trank den Tee in kleinen Schlucken. Der Dampf waberte vor meiner Nase. »Was war das eigentlich für ein Kerl?« fragte mich der Lieutenant.

»Ein Mordroboter.«

»Wirklich ein Roboter?«

»So ähnlich.«

»Der hatte ein Schwert, nicht?«

Ich nickte. »Ja, ein Samuraischwert, von dem man sagt, es wäre im Höllenfeuer geschmiedet worden.«

Jetzt schaute mich der Lieutenant an und lächelte ungläubig.

»Das sind doch nur Legenden. So etwas gibt es in Wirklichkeit nicht.«

»Sie haben recht«, erwiderte ich, weil ich das Thema nicht weiter auswalzen wollte. »Wo haben Sie eigentlich suchen lassen, Lieutenant?«

»Wir haben die gesamten Pieranlagen abgesucht. Nur gefunden haben wir nichts.«

»Sie haben nicht in die Schuppen und Hallen hineingeschaut?«

»Nein, Sir. Dazu fehlte uns einfach die Zeit. Wir brauchten Tage, um das alles zu schaffen.«

Das verstand ich.

»Wie ist die Verhaftung auf dem Pier ausgegangen?« wollte ich wissen.

»Es hat zwei Tote gegeben.« Das Gesicht des Lieutenants verdunkelte sich. »Der Terrorist Rudy und ein Polizist. Kopfschuß, er hat nicht mehr lange gelitten. Der Mann hinterläßt eine Frau und ein Kind.«

Ich nickte und preßte die Lippen zusammen. »Haben Sie eine Zigarette, Lieutenant?«

»Natürlich.«

Ich bekam ein Stäbchen und rauchte es langsam. Ebensogut hätte es mich erwischen können, anstelle des Polizisten. Unser Leben war verdammt nicht einfach, und immer, wenn ich mit dem Tod eines anderen konfrontiert wurde, kamen mir selbst solch trübe Gedanken.

Ein Konstabler kam. Er hatte meine Kleidungsstücke über dem Arm hängen. »Sir, die Sachen sind trocken.«

»Danke.«

Ich zog mich um. Nun ja, trocken waren sie, aber der Stoff fühlte sich an wie Papier. Tragen konnte man den Anzug kaum noch. Ich würde ihn auf die Spesenrechnung setzen.

Der Lieutenant grinste, als er mich so sah. Aber es war Nacht, und spazierenzugehen brauchte ich mit den Klamotten nicht. Ich verabschiedete mich von den Kollegen der River Police.

»Soll ich Sie noch zu Ihrem Wagen bringen lassen?« fragte der Lieutenant.

»Nein, ich nehme ein Taxi. Sie haben wichtigere Aufgaben zu

erfüllen.«

»Danke, Sir.«

Als ich nach draußen kam, fror ich. Irgendwie steckte mir das Bad doch noch in den Knochen. Ich mußte niesen und hustete auch ein paarmal durch. Da bahnte sich eine Erkältung an.

Telefonisch hatte ich mich beim Yard abgemeldet. Der nächtliche Bereitschaftsdienst war vorbei. Jetzt hatte ich wieder meinen eigenen Fall, der würde mich voll und ganz in Anspruch nehmen.

Um Sir James Powell Bescheid zu geben, war am Morgen noch Zeit genug. Ich wollte mir erst eine Mütze voll Schlaf gönnen, die hatte ich redlich verdient.

***

Lady X konnte nichts sehen. Der Schein einer Lampe traf voll ihr Gesicht und blendete sie. Sie wußte nur, daß der Lebensretter ihr gegenübersaß und sie sich in einem alten Bootshaus an der Themse befanden, in das der riesige Samurai sie hineingetragen hatte, als wäre sie ein Stück Holz.

Jetzt stand der Kerl hinter ihr. Lady X konnte nicht gerade behaupten, daß ihr die Anwesenheit Freude bereitete. Sie war überhaupt ziemlich durcheinander. Sie hatte gesehen, daß der hünenhafte Kerl von einer Maschinenpistolengarbe getroffen worden war.

Jeder normale Mensch wäre umgefallen – der nicht.

War er kein Mensch? Vielleicht ein Roboter? Heutzutage war ja alles möglich.

»Du bist Pamela Scott, die man auch Lady X nennt«, sagte Dr. Tod nach einer Weile.

»Ja. Aber können Sie nicht die verdammte Lampe wegnehmen? Sie blendet mich!«

Dr. Tod lachte blechern. »Werden wir alles machen. Aber erst will ich wissen, ob du bereit bist, für meine Ziele mitzukämpfen?«

»Du bist mein Lebensretter. Bleibt mir etwas anderes übrig, als mich auf deine Seite zu stellen?«

»So solltest du nicht denken. Ich will dich von meinen Absichten überzeugen, denn ich habe vor, die Welt in ein Chaos zu stürzen, und suche Mitarbeiter.«

Lady X lachte. »Das haben mir schon viele prophezeit.«

»Aber nicht gehalten.«

»Genau.«

»Bei mir ist das anders, Pamela Scott. Ich habe dich aus gutem Grund aus der Misere herausgeholt und nicht aus reiner Menschenliebe, das kannst du mir glauben.«

»Ich habe auch nichts anderes erwartet.«

»Dann sind wir uns ja einig.«

»Wie willst du das denn anstellen, wenn ich mal fragen darf?« erkundigte sich die Frau.

»Mein Plan hört sich zwar großspurig an, aber er ist es nicht, wenn du merkst, wer alles hinter mir steht. Ich habe einflußreiche Freunde, die man mit einem Wort umschreiben kann. Dämonen!«

Nach dieser Erklärung sagte Lady X erst mal gar nichts. Ihre Lippen zuckten, sie hatte Mühe, ernst zu bleiben. Von Dämonen hatte sie gehört. In einschlägigen Filmen und Büchern las man genug darüber. Aber die gab es doch nicht in Wirklichkeit.

»Du glaubst mir nicht?« fragte Dr. Tod nach einer Weile.

»Nein.«

»Das kann ich sogar verstehen, aber ich werde dir das Gegenteil beweisen. Es gibt Dämonen oder Geschöpfe der Finsternis. Du hast einen schon kennengelernt, dreh dich nur um.«

Pamela Scott schluckte. Also doch kein Roboter, der hinter ihr stand, ein Dämon?

»Ist – ist es ein…?«

»Nein und ja. Er ist natürlich ein Dämon, aber gleichzeitig auch ein Zombie.«

»Eine lebende Leiche?«

»So ungefähr. Ich habe Tokata aus Japan geholt. Dort war er jahrhundertelang in einem Vulkan begraben gewesen. Doch meine Beschwörung hatte ihn wieder zum Leben erweckt. Soviel wollte ich dir nur erklären. Bist du überzeugt?«

»Kaum.«

»Dann steh auf.«

Lady X erhob sich. Ihre Kleidung war noch immer feucht. Auch klebte ihr Haar naß am Kopf. Sie sehnte sich nach einem heißen Bad, aber das würde sie wohl nicht bekommen.

Die Terroristin stellte sich so auf, daß sie die Gestalt anschauen konnte. Um ihr ins Gesicht zu sehen, mußte sie den Kopf in den Nacken legen. Der Samurai selbst stieß mit seinem Schädel fast an die Decke des Schuppens.

Grausam sah er aus in seiner schwarzen ledernen Kleidung und dem dicken Brustpanzer. Vor dem Gesicht trug er einen Schutz, und dahinter schimmerte es weißlich gelb.

»Nimm die Maske ab!« befahl Dr. Tod.

Der Samurai gehorchte. Seine Arme fuhren hoch. Mit beiden Händen faßte er die Maske und streifte sie vom Gesicht.

Lady X war viel gewohnt. Sie hatte ein verdammt hartes Leben geführt und Tote zurückgelassen. Was sie jetzt sah, entlockte ihr doch einen Schrei.

Der Samurai hatte ein völlig verwestes Gesicht. Da war zwar noch

Haut, aber sie hing nur mehr in Fetzen über den schimmernden, bleichen Knochen.
»Laß es«, sagte Pamela und senkte den Blick.
»Setz die Maske wieder auf!« kam der Befehl, und der Samurai gehorchte. Er hatte Dr. Tod als seinen Herrn anerkannt. Er würde für ihn sogar sterben.
Lady X schluckte. Sie hatte eine Hand gegen ihren Hals gelegt, das Gesicht war bleich.
»Setz dich wieder«, forderte Dr. Tod sie auf.
Pamela nahm Platz.
»Glaubst du mir nun?«
Lady X wußte nicht, was sie sagen sollte. Ein dicker Kloß saß plötzlich in ihrer Kehle. »Ich – ich brauche eine Zigarette.«
»Kannst du haben.« Aus dem Lichtkreis schob sich eine fleischige Hand, deren Finger ein Zigarettenpäckchen hielten. Streichhölzer lagen auf dem Paket.
Pamela riß das Päckchen auf und steckte sich einen Glimmstengel zwischen die Lippen. Sie rauchte hastig, um ihre Nervosität zu verbergen.
Dr. Tod ließ ihr Zeit. »Nun?« fragte er nach einer Weile, als die erste Asche von der Zigarette auf den Boden fiel.
»Die – die Maske ist wirklich gut«, antwortete Lady X.
»Es ist keine Maske!« zischte Dr. Tod. »Es ist echt. Dieser Samurai ist ein Zombie, ich sagte es dir.«
»Ja, natürlich.«
»Stellst du dich auf meine Seite?« fragte Solo Morasso, alias Dr. Tod.
»Und wenn nicht?«
»Wird dich die Polizei sehr schnell haben.«
Das war deutlich genug. Lady X brauchte auch nicht sehr lange, um sich zu entscheiden. Sie nickte. »Habe ich eine andere Wahl?«
»Nein, eigentlich nicht.«
»Aber ich darf doch mehr über die Ziele wissen.«
»Natürlich. Wie ich dir schon sagte, habe ich vor, mit Hilfe meiner Freunde die Welt in das absolute Chaos zu stürzen. Die Herrschaft der Dämonen soll und muß endlich angetreten werden. Ich bereite für sie alles vor.«
»Für den Teufel?«
»Im Endeffekt ja. Aber besonders dankbar bin ich Asmodina, der Tochter des Teufels, denn sie hat mich erweckt. Das heißt, sie hat dafür gesorgt, daß meine Seele aus dem Reich des Spuks freigelassen wurde und sie in einen anderen Körper gelangen konnte. In den des toten Mafioso Solo Morasso!«
»Von seinem Tod habe ich gelesen. Dann bist du Solo Morasso mit der Seele eines anderen?«

»Ja.« Zum Beweis seiner Antwort drehte Dr. Tod die Lampe und ließ den Strahl in sein Gesicht fallen.

Zum erstenmal sah Pamela Scott ihren neuen Freund deutlich vor sich. Auf dem Schiff hatte sie nur seinen Rücken gesehen. Das Gesicht kam ihr bekannt vor. Das war Solo Morasso. Sie hatte sein Foto des öfteren in den Zeitungen gesehen.

»Überzeugt?«

Lady X nickte.

»Gut, dann hätten wir diese Schwierigkeit aus dem Weg geschafft.« Dr. Tod hob die Hand, legte sie auf die Lampe und drückte den Schirm nach unten, so daß weder er selbst noch Lady X geblendet wurden.

»Wie ich schon sagte, will ich überall auf der Welt meine Stützpunkte errichten, und ich brauche Helfer. Einen habe ich schon – Tokata. Einen zweiten Helfer werde ich in dir bekommen, einen dritten und vierten suche ich noch. Aber das ist Zukunftsmusik, erst einmal müssen wir zurechtkommen. Ich will etwas Bestimmtes von dir.«

Lady X griff zur zweiten Zigarette. Mit dem Stäbchen in den Lippen fragte sie: »Da bin ich mal gespannt.«

»Das kannst du auch. Außerdem werde ich dir beweisen, wie gut ich über dich Bescheid weiß. Mir ist bekannt, daß ihr einen Anschlag vorhabt, und die Waffen dazu sind vorhanden. Sie lagern schon seit Jahren an einem bestimmten Ort, den ich allerdings nicht kenne und zu dem du mich hinführen sollst. Haben wir uns soweit verstanden?«

Lady X stieß den Rauch durch beide Nasenlöcher aus, der sich in Höhe des Kinns zu einer Wolke verbreitete. »Worauf willst du hinaus?«

»Es geht mir um den Lagerplatz.«

»Welchen?«

»Stell dich nicht so dumm an.« Morassos Stimme klang ärgerlich.

»Vor Jahren haben englische Wissenschaftler ein gefährliches Gas entwickelt, das auf Menschen und Tiere gleichermaßen grausam wirkt. Es verändert sie, macht aus ihnen ganz andere Geschöpfe. Aus kleinen Tieren werden Monster und aus Menschen ebenfalls mißgebildete Gestalten. Soweit alles klar?«

»Natürlich.« Die Stimme der Frau zitterte ein wenig. Woher kannte Dr. Tod ihr bestgehütetes Geheimnis?

Morasso schien ihre Gedanken zu erraten. Er lachte. »Vergiß nicht, daß ich ein mächtiger Mafiacapo war, der überall auf der Welt seine Beziehungen hatte. Ich wußte, daß ihr dieses Gas gestohlen habt. Nur den Lagerplatz kenne ich nicht.«

»Es waren ja nur zwei kleine Kanister.«

»Die jedoch ausreichen, um aus London eine Hölle zu machen«, sagte Dr. Tod.

»Das stimmt allerdings.«

»Warum habt ihr es bisher nicht eingesetzt?«

»Vielleicht hatten wir letzte Skrupel.«

»Die sind jetzt ausradiert worden, merk dir das. Von nun an gilt mein Wort. Wir werden das Gas holen, und wir werden es auch einsetzen. Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Dann gib den Lagerplatz preis!«

»Es ist eine kleine Insel vor der Westküste. Und ob du es glaubst oder nicht, sie ist gar nicht einsam, denn es gibt ein Industrieunternehmen, das dort mit staatlichem Einverständnis seinen Müll ablädt. Gefährlichen Industriemüll.«

»Wie heißt die Insel?«

»Sie heißt Abbey's Island.«

»Was hat das mit einem Kloster zu tun?«

»Dort haben vor Hunderten von Jahren mal Mönche gelebt. Und in den Kellern dieser Klosterruinen habe ich das Zeug versteckt. Das ist des Rätsels Lösung.«

Dr. Tod lachte. »Gut, meine Liebe. Besser hätte ich es auch nicht machen können. Wir fahren in der nächsten Nacht hin.«

»Allerdings hätte ich noch ein paar Fragen.«

»Bitte.«

»Die Polizei – man kann ja über sie denken, wie man will –, aber sie schläft auch nicht. Ist sie dir noch nicht auf die Spur gekommen, Solo?«

Morasso lachte. Dann jedoch stieß er ein drohendes Knurren aus.

»Ja, man ist mir auf den Fersen, und besonders ein Mann hat allen Ehrgeiz darangesetzt, um mich zu fangen: John Sinclair. Du hast ihn sogar gesehen, er war auf dem Boot. Fast hätte ihn Tokata getötet, aber die äußeren Verhältnisse sprachen gegen uns.«

»Wieso ist dieser Sinclair so schnell gewesen?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen. Vielleicht ein dummer Zufall, mehr nicht.«

»Und du hast es noch nicht geschafft, ihn aus dem Weg zu räumen?« fragte Lady X.

»Nein.«

»Das ist schwach.«

Dr. Tod sprang auf. Die Scott hatte einen wunden Punkt berührt.

Da war er verdammt empfindlich. Morassos Arm stieß vor. Sein Zeigefinger deutete auf Lady X. »Unterschätze diesen Mann nicht«, sagte er. »Sinclair ist mit allen Wassern gewaschen. Er hat viele mächtige Gegner geschafft, mit deren Niederlage keiner gerechnet hatte. Und Sinclair hat den gesamten Polizeiapparat des Yards hinter sich.«

Die Terroristin winkte ab. »Der hat uns bisher auch noch nicht

fangen können.«

»Auf jeden Fall ist Vorsicht geboten«, sagte Dr. Tod.

»Wenn doch die Mächte der Finsternis hinter dir stehen, warum hast du sie nicht eingesetzt?«

Morasso schüttelte den Kopf. »Du verstehst nichts, du verstehst gar nichts. Weißt du eigentlich, daß John Sinclair mich vor Jahren getötet hat?«

»Was?«

»Ja, er hat mich umgebracht. Ich stand damals auf der Schwelle zum Dämon. Das heißt, aus mir sollte ein Dämon werden, doch Sinclair erwischte mich. Er schlug mir einen geweihten silbernen Nagel in die Stirn, und ich starb. Meine Seele ging ein in das Reich des Spuks, während mein Körper vermoderte. Das ist die Geschichte. Jahrelang irrte meine Seele in den Dimensionen des Grauens und der Finsternis umher, bis Asmodina und der Spuk einen Pakt schlossen, um mich zu befreien.«

Überzeugt war Lady X noch immer nicht. Das sah ihr Dr. Tod an.

Sie konnte nicht begreifen, daß ein Mann wie dieser Sinclair Schwierigkeiten machte, allein der Samurai hatte ihn längst vernichten müssen.

Sie konnte nicht begreifen, daß dieser Mann es nicht schaffen sollte. Er war nicht sehr groß, strahlte jedoch eine ungeheure Brutalität aus. Die Form seines Kopfes konnte man als eckig bezeichnen. Er hatte eine wuchtige Nase, ein Granitkinn und staubgraue Haare. Die Augen wirkten wie zwei kleine schwarze Knöpfe in seinem Gesicht.

Ein Mann wie ein Eisblock, ohne Gefühl.

Der richtige Partner für sie?

Vielleicht, nein, ganz bestimmt sogar. Plötzlich lächelte Lady X und streckte Dr. Tod die Hand hin.

»Okay, Partner«, sagte sie. »Heben wir diese verdammte Welt aus den Angeln.«

Dr. Tod schlug ein!

***

Der Westwind schaufelte die Wellen hoch und drückte sie gegen den graugestrichenen Bug des mittelstarken Motorbootes. Von einer Stunde zur anderen war das Wetter schlechter geworden.

Wie mit einer riesigen Hand waren dünne, graue Wolken vor die Sonne geschoben worden, die ihr das Licht nahmen und gleichzeitig die Wärme zurückdrängten.

Es wurde kühler. Der Wind frischte auf, und die noch ziemlich kleinen Wellen wirkten wie gläserne Spielzeuge, die zerbrachen, wenn sie mit dem Boot in Berührung kamen.

Herby Holl und Derek Summer befanden sich allein auf dem Boot.

Sie hatten es sich praktisch vom Munde abgespart, denn ihre Leidenschaft war das Meer.

Sie hatten ihr Studium inzwischen beendet und beide einen Job bekommen.

Herby Holl arbeitete in einer Werbefirma. Derek Summer beschäftigte sich mit Problemen der Physik in einem staatlichen Institut. So verschieden die Männer in ihren Berufen waren, so eng hielten sie zusammen, wenn es um das Hobby ging.

Es war nun mal der Wassersport.

Sie segelten gern und fuhren in einem Motorboot oft die Küste entlang. An sich wären sie auch an der Küste entlanggesegelt, aber diese Routine hatten sie nicht, sie wollten sich erst einmal auf einem ungefährlicheren Weg das Meer anschauen. Denn auf hoher See zu segeln, war eine ganz besondere Kunst.

Mißtrauisch beobachtete Herby Holl das Wetter. Er stand am Ruder und machte kein begeistertes Gesicht. Der schwarzhaarige junge Mann, der immer flotte Sprüche auf den Lippen hatte, legte seine Stirn in mißtrauische Falten.

Derek Summer saß vor dem kleinen festgeschraubten Tisch und hatte sein Gesicht über die Karten gebeugt. Ein Zirkel und ein Winkelmesser lagen neben ihm. Derek wollte den neuen Kurs abstecken, nachdem sie übereingekommen waren, die Küste anzusteuern.

»Es ist besser«, hatte Herby Holl gesagt.

Der nächstgrößere Hafen war Skegness, ihn mußten sie anlaufen.

Summer nickte zufrieden. Mit den Fingern der linken Hand kraulte er seinen blonden Kinnbart, das tat er immer, wenn er über ein Problem nachgedacht hatte und zufrieden war.

»Meiner Ansicht nach müßten wir uns 30 Meilen vor der Küste befinden.«

»Das ist ein ganz schönes Stück.«

Summer grinste. »Was unsere ›Lizzy‹ immer schafft.«

»Lizzy« hatten sie ihr Boot getauft.

Herby Holl drehte sich um. Sein Grinsen war nicht lustig. »Normalerweise würde sie das schaffen, aber meine Lauscher haben etwas gehört, das mir gar nicht paßt.«

»Was?«

»Mit dem Motor stimmt was nicht.«

Derek erhob sich. »Mach keine Scherze«, sagte er.

»Da habe ich jetzt keinen Nerv zu. Ehrlich, Derek, die Kiste läuft unruhig.«

Derek horchte. Er mußte sich breitbeinig hinstellen, da das Schiff von den anlaufenden Wellen gebeutelt wurde. Nach einer Weile nickte er.

»Habe ich recht?« fragte Herby.

»Ja, tatsächlich. Mit dem Motor stimmt was nicht.«

»Die Frage ist, ob wir mit ihm noch bis zur Küste kommen«, sprach Holl das aus, was auch sein Freund dachte.

»Vielleicht.«

Derek Summer ging an Deck. Kaum hatte er die Tür des kleinen Ruderstandes geöffnet, gischtete ihm bereits das Wasser entgegen.

Lange Schleier, die der Wind über das Deck wehte. Sie näßten den jungen Mann sofort durch, aber sein Ölzeug zu holen, dafür hatte er jetzt keinen Nerv.

Derek bewegte sich auf den Bug des Schiffes zu und blieb an der Reling stehen. Er schaute nach vorn in die wirbelnde Wetterbank.

Was er sah, war nicht ermutigend.

Die Wolken hingen ziemlich tief. Manchmal hatte er das Gefühl, sie würden mit ihren Rändern die Spitzen der Wellen berühren.

Von der Sonne war nichts mehr zu sehen. Die Natur war ein einziges Graugemisch.

Zum Glück war es nicht so windig, daß man von einem Sturm sprechen konnte. Die lange Dünung hatte zugenommen. Sie rollte gegen das Boot an, hob es hoch und drückte es dann wieder in ein Wellental, so daß Derek Summer das Gefühl hatte, auf gläsernen Bergen zu balancieren.

Summer verließ das Deck wieder und ging zu seinem Freund in das Ruderhaus.

»Wie sieht es aus?« empfing ihn Herby Holl.

»Nicht sehr gut. Alles eine Soße.«

Holl nickte. »Hatte ich mir direkt gedacht. Mit dem Motor ist es auch nicht besser geworden. Eher schlechter.«

»Wieso?«

»Er läuft immer unruhiger«, erklärte Herby und hob die Schultern. »Bis zur Küste schaffen wir es nicht.«

Derek Summer kraulte wieder seinen Bart. »Welche Möglichkeiten gibt es dann?«

»Wir sollten vielleicht eine Insel ansteuern. Hier gibt es mehrere.«

»Kennst du dich aus?«

»Nein«, gestand Herby und grinste. »Aber wir haben doch die Karte. Sieh sie dir mal an und steck den Kurs ab. Lange macht es unsere ›Lizzy‹ nicht mehr.«

»Okay.« Derek Summer nahm Platz. Sie hatten sich vor ihrer Reise mit gutem Kartenmaterial eingedeckt, das kam ihnen jetzt zugute. Summer schaute auf die Seekarte und ließ sich noch von seinem Freund einige Angaben hinsichtlich des Kurses geben. Er trug sie ein, rechnete nach, verglich und nickte.

»Hast du was?« fragte Herby.

»Ja.« Summer lachte. »Aber es ist nicht gerade erhebend. In meiner Karte ist eine Insel eingezeichnet: Abbey’s Island.«

»Im Kloster sind wir richtig!« rief Herby Holl. »Hoffentlich ist es ein Nonnenkloster.«

»Ja, dafür bin ich auch«, erwiderte sein Freund sehr ernst. »Die Nonnen können dir endlich Respekt beibringen.«

»Den du nötig hast«, lachte Herby.

Die beiden waren plötzlich wieder aufgekratzt. Sie hatten ein Ziel vor Augen, und Derek Summer gab den neuen Kurs an, den Herby sofort einschlug.

Beide lauschten dem Motor. Er lief immer unruhiger. So kratzig und unregelmäßig, als hätte jemand Sand zwischen die Kolben geschüttet.

Herby verzog das Gesicht. »Der Motor des Schiffes muß wie eine Frau sein. Gepflegt und ruhig. Läuft er unruhig, ist es Mist.«

Summer nickte nur. Zusammen mit seinem Freund starrte er durch die große Scheibe, wo die breiten Wischer Spritzwasser zur Seite schaufelten.

Die See gischtete über, das Boot stampfte durch die Wellen. Am Himmel wurden die Wolken zu kreisenden Gebilden zusammengetrieben, dem Meer entgegengedrückt, um sich dicht über dem Wasser als Nebelstreifen auszubreiten.

»Eine verdammte Suppe!« schimpfte Herby Holl. »Wenn das so weitergeht, finden wir die Insel gar nicht.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand«, murmelte sein Freund.

Danach schwiegen sie und konzentrierten sich beide auf die Fahrt. In dieser Region mußte man immer mit einem schnellen Wetterwechsel rechnen. Im Normalfall war das auch nicht weiter tragisch. Daß der Motor fast seinen Geist aufgab, damit hatte natürlich niemand gerechnet. Er war vor Antritt der Reise noch überprüft worden.

Herby nahm das Glas und preßte es vor seine Augen.

»Siehst du was?«

»Nein.«

Das Schiff stampfte weiter. Jetzt lief der Motor überhaupt nicht mehr glatt. Er kratzte unaufhörlich. Die See sah seltsam grün aus.

Schaumstreifen sprühten auf den Wellen, helle Kränze, die sich irgendwann verliefen.

»Ich sehe was!« rief Herby Holl. »Land in Sicht.«

»Ehrlich?«

»Ja. Das muß diese Insel sein.«

Derek Summer lachte. »Eine unserer leichtesten Übungen.« Er ließ sich von Herby das Glas geben.

Summer stellte die richtige Schärfe für seine Augen ein, ließ das Glas hin und her wandern und grinste dabei. »Tatsächlich, du hast recht. Eine Insel.«

»Hoffentlich macht uns die Brandung nicht zuviel zu schaffen«, murmelte Herby.

Da hatte er gar nicht so unrecht. Besonders bei unruhiger See war es gar nicht so einfach, an Land zu gehen. Zudem kannten sie das Wasser vor der Insel nicht. Sie wußten nicht, ob Klippen bis dicht an die Oberfläche wuchsen und dort als tückische Fallen lauerten.

Herby Holl konzentrierte sich jetzt nur auf das Steuern des Boots.

Er durfte keinen Fehler machen, denn die kleinste Unsicherheit konnte das Ende bedeuten.

Langsam schälten sich die Konturen der Inseln hervor. Keine hohen Felswände, sondern sanft ansteigendes Gelände mit einem kleinen Strand davor.

Sogar eine winzige Bucht war zu sehen.

»Nach soviel Pech dürfen wir auch mal Glück haben«, freute sich Herby Holl.

Sie gerieten bereits in die Brandung der See. Das Wasser zerrte an dem Kahn, wollte ihn voranschieben und gleichzeitig wieder zurückreißen. Herby mußte all seine Steuerkunst aufbieten, um das Boot in der Spur und damit auf Kurs zu halten.

Er schaffte es.

Plötzlich ritten sie auf einer Welle, wurden vorwärtsgeschoben, fielen zurück in das Wellental, und das schnell strömende Wasser drückte sie in die kleine Bucht hinein.

Ein natürlicher Hafen nahm sie auf.

Felsen schützten ihn an beiden Seiten, und an seinem Ende lief er in einem winzigen Strand aus, der mit grauem Sand bedeckt war.

Und dann gab der Motor seinen Geist auf. Er orgelte noch ein paarmal durch, stotterte, spotzte und tat nichts mehr.

»Robinson, wir kommen!« rief Herby Holl voller Galgenhumor, als das Boot auflief und die Schraube über Grund kratzte. Sie warteten noch ein paar Minuten und verließen das Schiff.

Langsam wateten sie an Land.

Der Sand war nicht so fein, wie er ausgesehen hatte. Zu viele Kieselsteine – manche faustgroß – lagen herum.

Zum Glück trugen beide Männer wetterfeste Kleidung und Stiefel. Sie betraten die Insel.

Herby Holl ließ sich auf seinen Allerwertesten nieder. Er klopfte sich eine Zigarette aus der Packung und zündete sie mit dem Sturmfeuerzeug an. Langsam blies er den Rauch gegen den Wind.

»Willst du hier Urlaub machen?« fragte Derek.

»Nein, aber mich ein wenig entstressen.«

»O Gott, was ist das denn für ein Ausdruck? Wieder einer eurer Werbeerfindungen?«

»Klar. Wir sind immer in.«

»Nur nicht im Moment. Da sind wir out.«

Herby Holl schleuderte seine Zigarette weg. »Was soll's, Junge?

Hauptsache, wir leben.«

»Sagte Robinson und wurde von den Eingeborenen in den Topf gesteckt«, vollendete Summer.

»Woher hast du das denn?«

»Fiel mir nur so ein. Ich hätte die Geschichte so geschrieben.«

»Klasse.« Herby schlug seinem Freund auf die Schulter. »Wenn du schon so scharf auf Robinson bist, dann laß uns wenigstens losziehen und die Insel näher in Augenschein nehmen.«

»Und das Boot?«

Herby winkte ab. »Das hat Zeit. Wir hauen hier auf der Insel auf den Putz. Ich wollte schon immer mal ein Kloster besichtigen.«

»Wenn du eins findest.«

»Wieso?«

»Glaubst du denn, das steht noch?«

Herby grinste. »Was alles steht, das überlaß mir mal.« Er lief schon vor. »Komm jetzt.«

Derek Summer fügte sich achselzuckend. Am liebsten hätte er sich sofort an die Reparatur gemacht, aber wenn sein Kumpel die Insel erforschen wollte, okay.

Hinter der kleinen Bucht stieg das Gelände an. Der Boden war mit Steinen bedeckt. Es war ziemlich beschwerlich, dort zu laufen.

Derek Summer blieb plötzlich stehen. Herby, der schon vorging, rief er zu: »He, warte mal.«

Holl drehte sich um. Ein Grinsen glitt über sein braungebranntes Gesicht, und der Wind wühlte in seinem schwarzen Haar. »Was ist denn los?«

»Fällt dir nichts auf?«

»Wieso? Was soll mir auffallen? Hier ist es verdammt einsam. Da möchte ich nicht begraben sein.«

»Fällt dir wirklich nichts auf?«

»Mach's nicht so spannend. Sag schon.«

»Vögel! Es gibt keine Vögel hier. Auf jeder Insel, die nahe am Festland liegt, nisten Tausende von Seevögeln, aber hier siehst du keinen einzigen.«

Herby grinste. »Das stimmt. Hast du eine Erklärung?«

»Nein.«

»Okay, dann weiter.«

Sie erklommen die Spitze des Steinhügels und hatten von dort aus einen guten Blick fast über die gesamte Insel bis hin zum anderen Ufer.

»Mann«, sagte Herby, »das ist ein Ding.« Er streckte den Arm aus und zeichnete einen Halbkreis.

Das Gelände vor ihnen war nicht flach. Es gab kleine Hügel, dann wieder Täler, und das Gras dort war gelblich grün. Es sah aus, als

würde es absterben. Sie sahen auch die Klosterruinen, doch etwas anderes stach viel mehr ins Auge.

Müllberge!

Diese Insel war nichts anderes als eine gewaltige Müllkippe. Da lagen Fässer neben und übereinander. Es war dort Abfall hingekippt worden. Blechteile, Holz, Verpackungsmaterial und sogar Schutt. Alles auf die Insel.

Eine echte Schweinerei.

Da waren die beiden Freunde einer Meinung.

»Diese verdammten Drecksäcke«, murmelte Derek Summer. »Die machen vor nichts halt.«

»Das ist eben der Fluch der Zivilisation«, meinte sein Freund.

»Jetzt weißt du auch, warum hier keine Vögel sind.«

»Vielleicht.«

»Gehen wir weiter?« fragte Herby.

»Ja.«

Der Wind blies den beiden Männern in den Rücken. Sie rutschten auf der anderen Seite des Hügels den Hang hinab. Steine begleiteten sie.

Der Wind fuhr über die Müllberge, zerrte und zurrte an ihnen und hob die leichteren Gegenstände hoch. Wie von unsichtbaren Händen geworfen, flogen sie quer über die Insel.

Die leichteren Teile wehte der Wind vor die Füße der Männer.

Am Westrand der Insel wuchsen Felsen hoch. In deren Schatten lag auch die Klosterruine.

»Sehen wir uns die noch an?« fragte Herby.

»Ja.« Die Antwort klang schwach.

»He, was ist?« fragte Herby Holl.

»Ich – ich weiß auch nicht. Plötzlich kriege ich verdammte Kopfschmerzen.«

»Das macht das Wetter.«

»Glaube ich nicht. Ich bin nicht so wetterfühlig.«

»Vielleicht solltest du was essen?«

Derek schüttelte den Kopf und verzog gleichzeitig das Gesicht.

»Hunger habe ich keinen.«

»Dann weiß ich auch nicht weiter.«

Sie hatten jetzt den Fuß des ersten Müllhügels erreicht und gingen parallel zu dem Berg weiter. Der Weg war ziemlich uneben, so daß sie sich voll und ganz auf ihn konzentrieren mußten. Niemand achtete auf den Müllberg, der sich plötzlich in halber Höhe zu bewegen begann.

Jemand wühlte sich von innen hervor.

Schutt, Abfall und Kartons gerieten ins Rutschen, ein Loch wurde freigelegt.

Wie ein Pfeil schoß eine lange grüngelbe Zunge daraus hervor, und im nächsten Moment tauchte ein gewaltiger Echsenkopf auf, der

doppelt so groß wie der Schädel eines Menschen war…

***

Die beiden jungen Männer waren ahnungslos. Sie wollten den Müllhügel umrunden, um auf dem kürzesten Weg das Kloster zu erreichen. Derek Summer hielt mit, trotz seiner Kopfschmerzen, die stärker wurden. Er biß die Zähne zusammen, eine Schwäche wollte er nicht zeigen.

Auch Herby Holl spürte etwas. Vorhin hatte er die Schmerzen seines Freundes nicht richtig ernst genommen, doch als ein Stich durch seinen Kopf fuhr, wurde er mißtrauisch und blieb stehen.

»Verdammt!« rief er. »Jetzt spüre ich es auch!«

Derek Summer versuchte zu grinsen, es mißlang. Er sagte jedoch:

»Irgend etwas ist mit dieser Insel los. Da stimmt was nicht, verdammt.«

»Ja, vielleicht…«

Herby Holl hatte sich umgedreht, um seinen Partner anschauen zu können. Er sah dabei auch an ihm vorbei und bemerkte, daß sich die Müllhalde bewegte.

Seine Augen wurden starr.

»He, was ist?« rief Derek.

»Hinter dir, verflucht. Die Halde da, sie bewegt sich. Da ist was drin. Da!«

Da hatte er den Echsenkopf gesehen, der sich aus der Halde schob. Ein gewaltiger Schädel, so groß wie der eines Krokodils, nur nach vorn hin abgerundet.

Derek Summer lief auf seinen Freund zu. Beide waren kalkweiß im Gesicht. Sie standen auf dem Fleck und zitterten, als sie mitbekamen, wie sich die Echse weiterschob.

Ihre Haut zeigte eine grüne Farbe. Dazwischen schimmerten vereinzelt braune Schuppen. Die beiden Kiefer bewegten sich auf und ab, als sie das Maul bewegte, Zähne – lang und spitz – waren zu sehen. Augen, so groß wie Hände, rollten in den Höhlen und quollen weit hervor, um die Männer anzustarren.

Die Echse bewegte den Kopf. Ihr Körper wand sich weiter nach vorn und damit aus dem Müllberg hinaus.

»Ich glaube, ich spinne«, flüsterte Herby Holl und rieb sich über die Augen.

Derek Summer dachte praktischer. Er wußte, daß dieses Monstertier nicht ihr Freund war. »Wir müssen hier weg!« rief er.

»Aber wohin?«

»Vielleicht ins Kloster.«

»Was sollen wir denn da?«

»Da können wir uns verstecken«, sagte Summer.

Herby überlegte. Dabei ließ er keinen Blick von dem Ungeheuer, das immer weiter kroch und von dem nur noch ein Teil des langen Schwanzes im Müllhügel steckte.

Plötzlich wischte eine klebrige Zunge aus dem Maul. So schnell, daß die beiden Freunde es kaum verfolgen konnten. Dicht vor ihnen klatschte die Zunge zu Boden.

»Komm!« schrie Herby Holl, riß seinen Freund an der Schulter herum und rannte mit ihm los.

Die Echse nahm die Verfolgung auf…

***

Zwei Tage später!

Nichts hatte sich getan. Keine Spur von Dr. Tod oder Lady X. Die beiden schienen vom Erdboden verschwunden zu sein. Die Großfahndung war buchstäblich im Sande verlaufen.

Doch ich wußte, daß die beiden eine neue Teufelei ausbrüteten.

Und nicht nur sie. Auch Tokata, ihr grausamer Helfer, war daran beteiligt. Aber was hatten sie vor? Und wobei konnte die Terroristin Lady X ihnen helfen?

Diese Fragen beschäftigten nicht nur mich, sondern auch Chiefinspektor Hartley und meinen Chef, Sir James Powell. Wir drei hockten in Sir James' Büro um einen runden Tisch herum und berieten.

Wie sollte es weitergehen?

Ich muß ehrlich gestehen, daß keiner von uns so recht weiter wußte. Allerdings hatte der Chiefinspektor die Unterlagen der Tatortuntersuchungen mitgebracht. Alles war ausgewertet worden.

Über einen Tag lang hatten die Beamten einer Sonderkommission den Schuppen und dessen unmittelbare Umgebung unter die Lupe genommen. Die Ergebnisse waren niedergeschrieben worden und in dem Schnellhefter mit der Aufschrift »Geheim« aufbewahrt.

Vor uns stand Kaffee. Glenda hatte ihn gekocht. Nur Sir Powell trank sein Magenwasser.

Als Chiefinspektor Hartley den ersten Schluck nahm, verdrehte er die Augen.

»Vorzüglich«, lobte er das Getränk. »Wer beim Yard kocht diesen wunderbaren Kaffee?«

Ich grinste. »Meine Sekretärin.«

»Können Sie die mir nicht abgeben?«

»Nein.«

»Schade.«

»Kommen wir zur Sache«, sagte Superintendent Powell. »Was haben wir bisher an Fakten? John, Sie bitte!«

Ich mußte die Schultern heben. »Eigentlich nichts, Sir. Mir sind Dr.

Tod, Lady X und Tokata entkommen, eine Großfahndung hat auch nichts ergeben, und wir stehen wieder am Beginn. Es ist traurig, aber wahr.«

Mein Vorgesetzter nickte. »Da sagen Sie was. Dr. Tod scheint mir eine Nummer zu groß für Sie zu sein.«

Ich schluckte die Wut hinunter und verbiß mir eine Bemerkung.

Klar, Dr. Tod war ein Problem, aber jeder andere hätte ihn ebensowenig gefangen wie ich.

»Zu Ihnen, Mr. Hartley. Sie haben die Ergebnisse der Untersuchungen zusammengefaßt. Was ist dabei herausgekommen?«

»Einiges, das man durchaus verwerten könnte«, erklärte der Chiefinspektor.

Dann begann eine langweilige Aufzählung der Dinge, die der Tote getragen hatte. Es folgten die Ergebnisse der Ballistiker-Untersuchungen und zudem noch die Lebensläufe der Terroristen. Vor allen Dingen zählte Hartley die Verbrechen auf, die auf das Konto dieses Pärchens gingen. Der Bankraub stand an erster Stelle. Es folgten Kidnapping und räuberische Erpressung. Aber auch ungelöste Fälle schob man auf das Konto dieser Terroristen.

Eine halbe Stunde verging. Ich rauchte derweil eine Zigarette und trank meinen Kaffee.

Innerlich mußte ich grinsen, denn Sir James' Gesicht wurde immer finsterer. Ich kannte den alten Griesgram inzwischen einige Jährchen und wußte, wie er auf Dinge reagierte, die Hartley ihm vortrug. Ziemlich sauer, weil keine konkreten Ergebnisse vorhanden waren.

Als der Chiefinspektor ein weiteres Mal Luft holte, um voll einzusteigen, winkte der Superintendent ab.

»So nicht, Mr. Hartley. Das ist doch alles fauler Zauber. Ich bin an konkreten Dingen interessiert. Haben Sie nun eine Spur gefunden oder nicht?«

»Doch, wir haben.«

»Na bitte, dann sagen Sie das doch. Spannen Sie uns nicht so lange auf die Folter.«

Hartley bekam einen roten Kopf und öffnete die Mappe. Er holte einen weißgelben Zettel hervor, der zahlreiche Knitterfalten zeigte.

»Den hier haben wir bei dem Toten gefunden.« Er legte den Zettel auf den Tisch und strich ihn glatt.

Sir Powell und ich beugten uns vor.

»Eine Zeichnung«, murmelte ich.

Mein Chef nickte. Die Augen hinter seiner Brille wurden noch größer. Er verfolgte die geschwungenen Linien und brummelte etwas Unverständliches. Dann schob er mir den Zettel zu.

»Werden Sie daraus schlau?«

Wurde ich auch nicht. Wenigstens nicht sofort. Am Außenrand der

Linie waren einige Kreise eingezeichnet, vor denen kleine Buchstaben standen. Ich sah ein W, ein M und ein S. Buchstaben, mit denen ich auch nicht viel anfangen konnte. Aber rechts der Linie hatte jemand ein dickes Kreuz auf das Papier gemalt.

Dieser Punkt mußte wichtig sein.

»Was sagen Sie?« fragte mich Sir Powell.

»Im Moment denke ich noch nach.«

»Dann beeilen Sie sich.«

Was malte man auf Papier? Alte Karten, Wege, die zu einem Schatz führten, Lagepläne…

»Müßte der Teil einer Karte sein. Ein Ausschnitt«, sagte ich.

Sir James nickte. »Was meinen Sie, Mr. Hartley?«

»Aber welcher Teil?« fragte Sir Powell.

»Vielleicht unsere Küste«, vermutete ich.

Die Augen des Superintendenten blitzten plötzlich. »Die Idee ist nicht schlecht. Wir werden es nachprüfen.« Sir Powell drehte sich auf seinem Stuhl und drückte einen Knopf.

Ein Rechteck in der holzgetäfelten Wand fuhr nach unten, und auf einer milchigen Glasscheibe erschien die englische Karte. Diese Projektion war eine Errungenschaft der Technik. In einen Computer war nicht nur diese Karte gespeichert, sondern die ganze Welt. Per Knopfdruck konnte abgerufen werden.

Mein Chef drückte weiter, bis der südwestliche Teil der Küste auf der Scheibe erschien.

Wir verglichen ihn mit der Zeichnung.

Negativ.

Weiter ging es. Die nächste Projektion zeigte die Gegend um Ipswich und Southend-on-Sea. Auch hier stimmte der Verlauf der Küstenlinie nicht mit der gefunden Karte überein.

Bei der nächsten Projektion auch nicht, doch bei der übernächsten rief ich: »Stop!«

Mit dem Zettel in der Hand trat ich an die Scheibe. »Ja, das ist genau der Verlauf, Sir.«

Auch der Superintendent stand auf, Chiefinspektor Hartley erhob sich ebenfalls.

»Tatsächlich«, sagten beide.

»Und jetzt noch das Kreuz«, murmelte ich.

Es war eine sehr genaue Karte. Dort fanden wir auch Inseln, die auf einer normalen Karte nicht eingezeichnet waren. Die Inseln waren beschriftet.

Ich verglich genau.

»Das müßte Abbey's Island sein.« Sir James Powell kam mir zuvor.

»Genau.«

»Was meinen Sie, Hartley?«

»Ich stimme mit Ihnen überein, Sir.«
»Abbey's Island«, murmelte Sir Powell. »Was hatten die dort zu suchen?«
»Wir werden es herausfinden«, erwiderte ich optimistisch.
Sir James Powell hielt schon den Telefonhörer in der Hand. Er ließ sich mit dem Archiv verbinden und forderte Unterlagen über die Insel an, falls welche vorhanden waren.
»Bin gespannt, ob uns das weiterbringt«, meinte Chiefinspektor Hartley.
»Das wird Ihr Fall nicht mehr sein«, sagte der Superintendent.
»Wir kümmern uns um die Sache.«
Hartley bekam einen roten Kopf. »Übernehmen Sie alles, Sir?«
»Ja.«
Ich hielt mich zurück. Aber so war es nun mal zwischen den einzelnen Dienststellen. Gerne gab keine einen Fall ab. Vor allen Dingen nicht solch einen brisanten; schließlich war es Hartley gelungen, einen Terroristen zu stellen. Die Zeitungen würden lobend über ihn schreiben. Daß eine zweite Person verschwunden war, würde irgendwann im Wust der neuen Meldungen untergehen.
Per Rohrpost bekam Sir James Powell die Information. Er las sie zuerst durch und reichte sie dann an mich weiter. Hartley schaute mir über die Schulter.
Abbey's Island. Eine sich im staatlichen Besitz befindliche Insel, die 25 Meilen vor der Westküste Englands liegt und von einem Privatunternehmen als Mülldeponie gemietet worden war. Diese Insel hatte ihren Namen aus dem Grunde bekommen, weil vor Jahren dort ein Kloster gegründet worden war. Jetzt waren davon nur noch Trümmer zu sehen.
Ich ließ das Blatt sinken. »Eine Mülldeponie. Können wir damit etwas anfangen?«
Sir Powell hob die Schultern. »Abgesehen davon, daß es eine Schweinerei ist, solch eine Insel als Schuttabladeplatz zu benutzen, wird die Zeichnung ja ihren Grund gehabt haben.«
»Ich fahre also hin!« sagte ich.
»Ja.«
»Welcher Müll gelagert ist, müßte man wissen«, murmelte ich.
»Vielleicht Giftmüll?«
Sir Powell schaute mich ernst an. »Ich werde es herausbekommen, John. Bereiten Sie alles vor.«
»Ich nehme Suko mit.«
Der Superintendent war einverstanden, und wir konnten gehen.
Auf dem Flur ließ Hartley seinem Zorn freien Lauf. »Wir müssen nur die Dreckarbeit machen«, schimpfte er. »Ihr pickt euch die Rosinen aus dem Kuchen.«

Ich hob die Schultern. »Glaube kaum, daß man das als Rosinen bezeichnen kann«, erwiderte ich.

Hartley blieb stehen. »Wir haben doch die meiste Arbeit gemacht – oder nicht? All die Ermittlungen, das Sammeln der Steinchen zu einem großen Mosaik, ich habe kaum geschlafen, und jetzt wird einem der Fall weggenommen. Bravo, sage ich, bravo.«

»Im Prinzip haben Sie recht, Kollege. Nur besteht da ein Unterschied. Ihre Kleinarbeit war nicht lebensgefährlich. Was jetzt folgt, falls wir die Spur der Lady X finden, wird teuflisch, wenn wir dabei auf Dr. Tod stoßen. Das können Sie mir glauben.«

»Und der Polizist, der sein Leben gelassen hat?«

»Ich sprach bewußt nur Ihre Ermittlungen an. Oder wollen Sie, daß noch mehr Ihrer Männer sterben? Denn das kann durchaus passieren, wenn Sie unvorbereitet in die Auseinandersetzung mit einem Gegner wie Dr. Tod und dessen Helfer ziehen.«

Hartley schwieg. Nach einer Weile meinte er: »Sie nehmen sowieso eine Sonderstellung ein, Sinclair. Man weiß nie so recht, was Sie machen. Vielleicht hat alles seine Richtigkeit. Ich wünsche Ihnen jedenfalls viel Glück.«

»Danke.«

Hartley verschwand, ich kehrte zurück in mein Büro. Glenda war in der Pause.

Hunger hatte ich auch, doch jetzt eine halbe Stunde in der Kantine zu sitzen, bedeutete einen zu großen Zeitverlust, den ich mir nicht mehr leisten konnte.

Ich wollte Suko gerade anrufen, als der Apparat auf meinem Schreibtisch klingelte.

Sir Powell war dran. Seine Stimme klang rauh und wütend. »Ich habe mich erkundigt. Auf der Insel lagern tatsächlich Fässer mit giftigem Müll. Nehmen Sie sich Masken mit. In einer Stunde startet der Hubschrauber, der Suko und Sie rüberbringt.«

Das war's. Sir Powell legte auf. Ich aber rief meinen chinesischen Partner an.

***

Sie rannten, als wäre der Teufel höchstpersönlich hinter ihnen her.

So falsch war der Vergleich auch nicht, denn die beiden Freunde fürchteten sich wirklich.

Wenn die Eidechse, dieses riesenhafte Geschöpf, sie schnappte, war es aus.

Trotzdem besaß Herby Holl noch die Nerven, sich umzudrehen.

Er erschrak.

Die Eidechse hatte den Müllberg jetzt vollständig verlassen. Sie rutschte auf der einen Seite hinunter. Eine Abfallawine überschüttete

sie, doch das Zeug tat ihrer gepanzerten Haut nichts.
Sie merkte es kaum. Mit ihrem langen, hornigen Schwanz peitschte sie die im Weg liegenden Reste zur Seite und machte sich an die Verfolgung der Männer.
»Schneller!« keuchte Derek Summer. »Wir kommen sonst nicht weg. Die kriegt uns!«
Sie rannten nebeneinander her. Bevor das Gelände wiederum anstieg, sahen sie in einem flachen Tal die Überreste des Klosters. Es waren wirklich nur Ruinen.
Eine Außenmauer war völlig zusammengestürzt. Dahinter konnten sie in den ehemaligen Innenhof sehen, auf dem jetzt das gelbgrüne, harte Gras wuchs.
Aber rechts von ihnen stand noch ein Gebäude.
Es mußte der Teil eines Seitenflügels sein, der alle anderen Fragmente überragte und jetzt wie ein kleiner Turm wirkte.
Die Männer stolperten auf den Innenhof zu. Sie mußten dabei oft herumliegenden Steinen aller Größen ausweichen, die ihre Flucht behinderten.
Herby Holl lief an der Spitze. Er hatte die bessere Kondition.
Derek Summer stolperte hinter ihm her. Obwohl Herby noch mehr Kraft besaß als sein Freund, lief er ihm nicht weg. Sie waren gemeinsam angekommen und würden auch gemeinsam die Gefahr meistern, falls dies möglich war.
Summer taumelte. Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, warf den Kopf in den Nacken und atmete schnell und keuchend. Sein Gesicht war verzerrt.
»Lauf allein weiter!« japste er. »Ich – ich kann nicht mehr. Bring dich in Sicherheit…«
»Quatsch!« Herby Holl reagierte sauer. Er lief zurück, packte den Freund und wuchtete ihn hoch. Derek hing wie ein Mehlsack auf der Schulter seines Freundes. Herby aber biß die Zähne zusammen und schleppte ihn weiter.
Dadurch holte die Riesenechse auf.
Sie hatte Beine, die fast einen Meter lang waren. Damit schleuderte sie die im Wege herumliegenden Steine und Felsbrocken zur Seite. Mit dem Schwanz kam sie bestimmt auf eine Länge von vier Yards. Wieder schlug die Zunge aus ihrem Maul. Sie war wie eine Peitschenschnur, knallte hinter den Flüchtlingen auf den Boden und riß dort das Gras mitsamt seinen Wurzeln aus der Erde.
Herby Holl stolperte in den Innenhof. Jetzt sah er das stehengebliebene Gebäude genauer, und er entdeckte auch die große, nach oben spitz zulaufende Holztür.
Ein Freudenschrei, der in einem heiseren Krächzen ausklang, drang über seine Lippen.

Mit seinem Freund zusammen fiel er gegen die Tür, weil er nicht mehr stoppen konnte. Derek Summer rutschte von seiner Schulter.

Er kam mit den Füßen auf, fiel nach vorn und konnte sich an der Wand abstützen.

Dort drehte er sich schwerfällig um und schaute der Riesenechse entgegen.

Sie kam.

Schon hatte sie den Rand des Innenhofs erreicht und schlug wieder ihre klebrige Zunge aus dem geöffneten Maul. Die schlängelte über den Boden und schleuderte dicht vor den beiden Freunden den Dreck hoch. Erreichen konnte sie die Zunge noch nicht.

»Mach auf!« schrie Derek, den plötzlich die heiße Angst überfiel.

»Kann nicht! Es ist zu!« brüllte Herby.

»O Gott!«

Auch Herby schluchzte auf. Er rüttelte an der verrosteten Klinke, es half nichts. Die Tür bekam er nicht auf.

Die Echse riß weit ihr Maul auf. Für sie waren die beiden Männer sichere Opfer.

Doch sie sollte sich vorerst getäuscht haben. Denn plötzlich wurde die Tür geöffnet.

Von innen!

Herby Holl, der sich gegen das Holz gelehnt hatte, verlor das Gleichgewicht und fiel in den dahinterliegenden Raum. Hart prallte er zu Boden und schmeckte den Staub auf den Lippen.

Eine Stimme zischte: »Rein, schnell!«

Dieser Befehl galt Derek Summer. Der junge Mann überlegte nicht lange. Auf allen vieren kroch er durch den rettenden Spalt.

Das geschah genau in dem Augenblick, als die Echse abermals ihre Zunge vorschleuderte, um einen der Männer zu fangen. Sie hatte jetzt die richtige Distanz, und sie hätte auch getroffen, wenn nicht der unbekannte Retter die Tür zugedonnert hätte.

So klatschte die Zunge gegen die Wand.

Das stabile Holz zitterte nach, mit solch einer Wucht war die Zunge gegen die Tür gedroschen worden.

Es brach allerdings nicht.

Derek und auch Herby lagen auf dem Boden. Beide waren ausgepumpt, am Ende ihrer Kraft schnappten sie nach Luft.

Ihr Retter ließ ihnen Zeit, sich zu erholen. Er schaute sie nur an, und sie erwiderten seinen Blick.

Vor ihnen stand ein alter Mann mit schlohweißen Haaren. Er hatte ein zerfurchtes Gesicht und trug einen blaugrauen Kittel. Wie zwei Erker sprangen Nase und Kinn vor. Die Hände waren dünn, überhaupt zeigte der Körper kaum Fett.

»Danke, Alter!« keuchte Herby Holl.

Der Mann schüttelte den Kopf. Seine schulterlangen, strähnigen Haare flogen dabei durcheinander. »Bedanken braucht ihr euch nicht«, sagte er mit seltsam hoher Stimme.

»Aber du hast uns das Leben gerettet.«

»Nur für kurze Zeit. Wir werden hier verrecken.« Als er die entsetzten Blicke der beiden Freunde sah, beugte er sich nach vorn und flüsterte kichernd: »Ja, verrecken werden wir. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Hier lauert der schleichende Tod. Er wird euch fressen, genau wie er mich schon angefressen hat.«

Herby Holl stemmte sich hoch. Er taumelte und stützte sich an der Tür ab, dann half er seinem Freund auf die Beine.

»Was soll das heißen?« fragte Herby. »Der schleichende Tod?«

»Ich werde es euch gleich erklären, ihr Ahnungslosen. Schaut euch nur um!«

Das taten sie auch.

Sie waren in einem alten Gewölbe gelandet. Von der Tür her führten vier breite Steinstufen in das Gewölbe hinein. Die Stufen waren wellig und zum Teil schwer beschädigt. Eine Rundbogendecke wurde von zwei Pfeilern gehalten, damit sie nicht einstürzte.

Der Boden bestand aus festgestampftem Lehm. Als Sitzgelegenheiten dienten mehrere bearbeitete Steinblöcke. Einen zweiten Ausgang gab es nicht. Nur eine alte Falltür, die etwas verbarg.

»Unheimlich ist es hier schon«, gab Herby Holl zu. »Aber vom schleichenden Tod kann ich nichts erkennen.«

Der Alte winkte mit seinem gichtkrummen Finger. »Kommt mit, Freunde, kommt nur mit.«

Herby und Derek folgten dem Mann in den Hintergrund des Gewölbes. Vor der Luke blieb der Alte stehen.

»Jetzt zeige ich euch meine Schreckenskammer«, wisperte er, als hätte er Angst, von anderen gehört zu werden.

Er bückte sich, umfaßte einen Ring und zog die Falltür hoch.

Zuerst sahen Derek und Herby nur ein Loch, sonst nichts.

»Was ist denn daran schlimm?« fragte Derek Summer.

»Der Inhalt.«

»Ich sehe nichts«, sagten die beiden wie aus einem Munde.

Der Alte griff in seine Tasche und förderte eine schmale Lampe zutage. Ansonsten brannten in dem Gewölbe nur einige alte Ölfunzeln. Sie standen in kleinen Wandnischen.

Der Alte knipste die Lampe an und leuchtete in den Schacht. Das Licht fiel als heller Kreis auf eine Blechkiste.

Nur ein Blinder hätte die gelbe Beschriftung nicht gesehen.

Poison!

»Gift«, murmelte Derek Summer. »Welches Gift?«

»Gas«, hauchte der Alte. »Gefährliches Giftgas, das hier versteckt

worden ist.«
»Von wem?«
»Keine Ahnung.«
Erst jetzt fiel den beiden Freunden richtig auf, was der Alte gesagt hatte. Herby wirbelte herum. »Hast du tatsächlich Giftgas gemeint, Alter? Wirklich?«
»Ja, wenn ich es sage.«
Herby senkte den Kopf. Er schaute seinen Freund an, der nur dastand und schluckte.
»Sind die Behälter noch dicht?« wollte Derek wissen.
»Nein, das Gas strömt aus.«
Das war der Hammer. Unwillkürlich traten die beiden einige Schritte zurück.
Vor der nächsten Frage fürchtete Derek Summer sich, aber er stellte sie trotzdem. »Was hat dieses Gift bei uns Menschen für Folgeerscheinungen?«
»Seht mich an!« kicherte der Alte.
»Und?«
»Auf wie alt schätzt ihr mich?«
Die Freunde zögerten, schauten sich an. Herby meinte: »Sag du es, Derek.«
Vorsichtig formulierte Summer die Antwort. »Vielleicht auf 60 Jahre«, meinte er, obwohl er mit dieser Antwort noch schmeichelte.
Der Alte lachte schrill. »Sechzig?« Er klatschte in die Hände. »Das ist nicht zu fassen.«
»Älter?« fragte Herby Holl.
»Nein, ihr Irren. Jünger, viel jünger. Hört zu, ich bin 31 Jahre alt.«
Das war eine Bombe. Unglauben zeichnete sich auf den Gesichtern der beiden Freunde ab.
»Das ist doch gelogen«, meinte Derek.
»Nein, es stimmt.«
Herby schluckte. »Und weshalb – weshalb sehen Sie – äh, siehst du so alt aus?«
»Ich habe euch doch vom schleichenden Tod erzählt. Das Gift ist es, das mich hat altern lassen. Blitzschnell. Ich bin erst seit 14 Tagen hier.«
»O Gott«, stöhnte Derek und preßte beide Hände vor sein Gesicht.
»Wollt ihr die ganze Geschichte hören?« fragte der »Alte«.
Herby nickte für seinen Freund mit.
»Ich heiße Ernie Swift«, erklärte der junge Alte, »und ich gehöre zur Besatzung eines Frachters, der hier Müll abliefert. Eines Tages, wir kamen aus Schottland und hatten Ölfässer geladen, gab es einen Streit an Deck. In mir fand man den Schuldigen, und ich sollte bestraft werden. Man setzte mich auf der Insel aus. Später soll ich wieder

abgeholt werden. Das ist die Geschichte.«

»Aber geht denn das so einfach?« fragte Derek Summer. »Man wird doch merken, daß Sie überfällig sind.«

»Ach woher, die meisten auf dem Giftkahn hatten keinerlei Arbeitserlaubnis. Wir haben die Fässer abgeladen und fertig.«

»Das ist verboten, wenn ich mich nicht irre«, sagte Herby Holl.

»Ja und nein«, lautete die Antwort.

»Wieso?«

»Diese Insel ist eine staatlich anerkannte und offizielle Müllkippe. Allerdings nur für bestimmte Firmen, nicht für die, der wir uns angeschlossen haben. Wir haben hier ohne Konzession gekippt.«

»Und das ist nicht aufgefallen?« fragte Derek Summer.

»Nein, es kontrolliert ja niemand.«

»Aber wieso bist du so schnell gealtert?« fragte Herby Holl.

»Macht das dieses abgelagerte Gift?«

»Nein.« Ernie schüttelte den Kopf. »Unser Gift nicht. Aber ich will der Reihe nach berichten. Als ich hier abgesetzt wurde, mußte ich irgendwo eine Bleibe finden. Ich forschte die Insel aus und fand diese Klosterruine. Dort nistete ich mich ein. Es dauerte seine Zeit, bis ich die Luke entdeckt hatte, und als ich dann hineinschaute und die beiden Kanister sah, bekam ich einen Schreck. Darin ist hochgiftiges Zeug. Welches Gas man da versteckt hat, ist mir nicht bekannt. Auch den Täter kenne ich nicht. Auf jeden Fall löst das Gift, wenn man damit in Berührung kommt, eine Veränderung der Zellstruktur aus. Bei Tieren ist es besonders schlimm. Da fördert es das Wachstum. Warum, glaubt ihr, ist die Eidechse so groß geworden? Weil sie von dem Gift eingeatmet hat. Und nicht nur Eidechsen gibt es hier auf der Insel, auch Krebse und Spinnen. Nur die Vögel sind verschwunden, sie haben bemerkt, was geschehen ist. Auf mich hatte das Gift eine andere Wirkung. Ich begann zu altern, meine Haut wurde welk, die Haare fielen mir aus, hinzu kam der Hunger. Ich habe mich in den letzten beiden Tagen von Gräsern ernährt, weil meine Vorräte aufgebraucht waren. Und ich muß immer höllisch achtgeben, daß mich die Riesentiere nicht schnappen, wenn ich nach draußen gehe. Tagsüber belauern sie dieses Kloster, deshalb verschwinde ich oft des nachts und hole mir Wasser. Es ist jedesmal eine Horrortour.«

Die beiden Freunde nickten.

»Und wie kommen wir hier weg?« fragte Derek.

»Da gibt es kaum eine Chance«, erwiderte Ernie. »Ihr müßt wohl oder übel hierbleiben.«

»Aber unser Boot liegt am Strand.«

»Da müßt ihr erst einmal hinkommen.«

»Wenn wir im Schutz der Dunkelheit laufen, können wir es schaffen. Und vom Boot aus funken wir SOS. Bis aufs freie Meer packt es der

Motor noch.«

Ernie lächelte nur und winkte den beiden zu. Sie gingen zur Tür, die Ernie Swift spaltbreit aufzog.

Derek und Herby prallten zurück. Was sie sahen, ließ ihnen die Haare zu Berge stehen.

Vor dem alten Bau und auf dem Innenhof hockten zwei grüne Riesenechsen!

Sie hielten sich links und rechts der alten Holztür auf. Ihre Mäuler waren zur Hälfte geöffnet, die Männer konnten die gefährlichen Zähne und die rötlich schimmernden Zungen sehen.

Sacht schloß Ernie Swift die Tür. »Die lassen euch und mich nicht vorbei.« Er hob die mageren Schultern. »So wie ihr habe ich vor ein paar Tagen auch gedacht. Nein, wir haben keine Chance, nicht die geringste.«

»Aber was sollen wir denn dann überhaupt machen?« fragte Derek, und seine Stimme klang schrill.

Ernie kicherte. »Verrecken! Was anderes bleibt dir gar nicht übrig, mein Junge.«

»Hör auf damit!« knirschte Herby Holl. »Irgendeine Chance wird es schon geben.«

»Ich sage nichts mehr.«

Die beiden jungen Männer nahmen auf einem Stein Platz. Sie hatten schon einiges in ihrem Leben gemeinsam unternommen, hatten sich mit dem gefährlichen, unberechenbaren Meer herumschlagen müssen, aber in solch einer Lage waren sie noch nie gewesen.

Wie bei einem Roman von Jules Verne, dachte Derek Summer und wühlte alle fünf Finger der linken Hand durch seine Haare. Sie fühlten sich seltsam rauh an und knisterten.

Derek zog seine Hand zurück.

Seine Augen wurden groß, als er auf seine Finger starrte. Zwischen ihnen hingen seine Haare. Er hatte sie sich ausgerissen.

***

Unter uns lag Suffolk.

Diese grüne englische Provinz mit ihren saftigen Weiden und Wiesen, den großen Gütern, Farmen, Wäldern, Schlössern und Sümpfen.

Eine Idylle, in der man heute noch das findet, auf das die Engländer so stolz sind.

Tradition.

Hier lebten noch zahlreiche Adelige, doch vielen war das nötige Kleingeld ausgegangen. Sie hatten verkaufen müssen. Manche an begüterte Industrielle, andere wieder gaben ihr Land den Ölscheichs. Die ließen sie nämlich offiziell noch darauf sitzen und als Eigner fungieren. Nur die Unkosten wurden von den Scheichs getragen.

Der Hubschrauber, von der Royal Army ausgeliehen, war ziemlich geräumig. Suko und ich saßen im Mittelteil. Wir hatten ausreichend Platz und konnten die Beine ausstrecken.

Über uns drehten sich die Rotorenblätter wie die Flügel einer Windmühle. Das Klappern vernahmen wir schon gar nicht mehr, und auch der Motorenlärm machte uns kaum noch was aus.

Zwischen meinen Füßen stand – der Koffer. Unbewaffnet wollte ich Dr. Tod und seinen Helfern nicht gerade in die Arme laufen.

Vielleicht konnte ich Tokata mit dem Bumerang köpfen. Beim Spuk hatte er ja leider versagt.

Aber soweit waren wir noch nicht.

Wir flogen unter den Wolken und relativ tief. Das Wetter war nicht besonders, wir kamen durch Regenschauer.

Nördlich von Cambridge, in der Nähe von Littleport, wollten wir zwischentanken. Dort befand sich ein Lager der Army. Unser Besuch war bereits avisiert worden.

Suko war froh, daß er sich wieder voll in die »Arbeit« stürzen konnte. Er hatte ja meinen letzten USATrip nicht mitgemacht, jetzt freute er sich direkt auf Dr. Tod.

Vor uns lag eine Wolkenwand. In die flogen wir hinein. Plötzlich konnten wir nichts mehr sehen. Rechts und links des Hubschraubers zogen die dicken Nebelschwaden vorbei. Zum Glück gab es hier in der Nähe keine Berge, gegen die wir hätten fliegen können.

Meiner Schätzung nach brauchten wir noch eine halbe Stunde bis zum Army-Depot.

Wir schafften es in 20 Minuten. Der Pilot bekam Landeerlaubnis.

Er richtete sich nach den Rollbahnfeuern. Sacht setzte er den Hubschrauber auf.

Die Maschine lief langsam aus, die Rotorblätter fielen in sich zusammen.

»Wollen Sie aussteigen?« fragte der Pilot. Er war noch ein junger Mann, aber man hatte mir gesagt, daß man sich auf ihn verlassen konnte.

Wir waren einverstanden. Die paar Schritte taten gut. Suko nahm den Koffer, bevor ich ihn daran hindern konnte.

Es regnete. Feiner Sprühregen segelte vom Himmel, zudem war es warm, und wir schwitzten in unseren Wetterjacken.

Von der großen Tankstelle rauschte ein Wagen heran. Er brachte das Kerosin. In seinem Schlagschatten fuhr ein Jeep. Das Verdeck war hochgeklappt.

Neben uns hielt der Jeep. Heraus stieg ein Captain. Sein Fahrer blieb sitzen.

Der Captain grüßte, ich nickte nur.

»Irgendwelche Beschwerden, Sir?« fragte er und wippte auf den

Zehenspitzen.
»Nein, Sir«, erwiderte ich, »aber ich müßte mal für Königstiger.«
»Äh – wie bitte?«
»Gibt es hier eine Toilette?«
»Ach so. Ja, natürlich. Steigen Sie ein. Ich lasse Sie hinfahren.«
Na, wenn das kein Service war, denn zur Toilette gehen selbst die Kaiser zu Fuß.
Eine Viertelstunde später befanden wir uns wieder in dem Hubschrauber. Der Pilot wartete schon. Er hieß übrigens Tom Bridger und hatte einen Igelhaarschnitt.
Wir kletterten wieder in die Maschine.
Bridger startete. Sacht hob der Hubschrauber ab, und wir flogen hinein in die grauen Wolken.
»Wenn das so bleibt, finden wir die Insel nie«, meinte Suko. Damit sprach er mir aus der Seele, denn diese Befürchtung hegte ich auch.
Mit dem Piloten redeten wir nicht über unsere Sorgen. Wir wollten ihn nicht belasten.
Er änderte den Kurs. Der Hubschrauber flog jetzt mehr östlich, und wir merkten gar nicht, daß wir uns bereits über See befanden.
Als der Pilot uns dies sagte, schauten wir aus dem Fenster.
Nur Wolken.
»Wir fliegen jetzt über die Bucht, die ›The Wash‹ heißt«, sagte er.
»Es dauert nicht mehr lange.« Er hatte den Kopfhörer abgenommen, um sich mit uns verständigen zu können.
»Und das Wetter?« rief ich.
»Soll angeblich auf See besser sein.«
»Davon merken wir nichts.«
Tom Bridger grinste. »Weil wir uns noch in Ufernähe befinden, daher kommt das.«
»Aha.«
Wieder was gelernt. Zehn Minuten vergingen. Auf Sukos Gesicht mehrten sich die Sorgenfalten, und mir war auch nicht gerade nach einem fröhlichen Lied zumute.
Dann jedoch erlebten wir eine Überraschung.
Es klarte auf. Nicht zum Wolkenbruch, wie es so schön heißt, sondern völlig normal. Die Sicht wurde besser. Als wir nach unten schauten, sahen wir das Meer.
Es war eine grüngraue, hin und herwogende Fläche mit schaumigen Wellenkämmen.
In der Ferne sahen wir zwei Schiffe. Sie zogen dort ihre Bahn, wo der graue Wolkendunst mit dem Meer verschmolz.
Über uns trieben noch dicke Wolkenberge gen Westen, sie hüllten uns jedoch nicht mehr ein. Zahlreiche Vögel befanden sich in der Luft.
Zumeist Möwen, die mit schrillem Kreischen und weitaufgerissenen

Schnäbeln dicht über den Wellen dahinschossen.
Die Insel sahen wir nicht.
Ich hatte eine Karte mitgenommen, legte sie auf meine Knie und schaute nach.
Eigentlich mußten wir sie bald erreichen, falls wir uns nicht verflogen hatten, woran ich allerdings nicht glaubte, denn der Pilot machte einen sicheren Eindruck.
Die Gasmasken befanden sich im Einsatzkoffer. Es waren keine Dinger, wie man sie früher hatte, sondern moderne Konstruktionen, die praktisch in eine Tasche paßten.
Dann drehte sich Tom Bridger um und deutete schräg nach unten. Suko und ich reckten die Hälse.
Tatsächlich, dort lag eine Insel. Ein Klecks inmitten der unendlichen See.
Schnell flogen wir näher. Die Insel schien unbewohnt zu sein.
Aber es gab an einer Seite kleine Buchten, in denen man Boote verstecken konnte.
Und Suko entdeckte auch eins. »Da, in der Bucht, direkt am Strand«, sagte er.
Es stimmte. Suko hatte ein Motorboot entdeckt, das dort schräg an Land lag. Es war graugrün gestrichen und hob sich kaum vom Untergrund ab.
»Ob das Dr. Tod und seinen Komplizen gehört?« fragte mich der Chinese.
Ich hob die Schultern.
»Soll ich landen?« fragte der Pilot.
»Klar.«
Er ging tiefer und legte den Hubschrauber dabei in eine Kurve, daß mir der Magen leicht angehoben wurde. Mit fast zu hoher Geschwindigkeit glitten wir am Ufer der Insel entlang, wo Bridger nach einem Platz suchte, um zu landen.
Er fand ihn auch.
Fast am anderen Ende der Insel gab es eine größere freie Fläche, wo er seine Maschine aufsetzen konnte.
Sinkflug!
Der Magen schoß mir hoch. Ich spürte ihn plötzlich in der Kehle.
Dann stand die Maschine fast in der Luft und landete sicher auf den beiden Kufen.
Die Rotorblätter wirbelten den Sand zu regelrechten Fontänen hoch. Mit dem Ersterben des Motors senkte er sich dem Boden entgegen.
»Aussteigen, Gentlemen«, sagte Tom Bridger.
Ich nahm den Koffer, während Suko die Tür aufklappte und schon nach draußen sprang.
»Wann soll ich Sie wieder abholen?« fragte mich der Pilot. Er reichte

mir ein Funkgerät rüber. Ich konnte damit jederzeit Kontakt zur Zentrale aufnehmen.

»Das kommt darauf an«, erwiderte ich. »Es kann in vier Stunden sein, aber auch erst in einem Tag.«

»Was suchen Sie eigentlich auf der Insel?« wollte er wissen.

Von unserem Job hatten wir ihm nichts gesagt, sondern uns als Wissenschaftler ausgegeben.

»Spuren«, erklärte ich.

»Öl?«

»Nein, nein. Radioaktives Gestein. Man vermutet, daß es auf der Insel dieses Zeug gibt.«

»Ach so.« Er deutete auf den Koffer. »Dann ist dort sicherlich Ihr Arbeitsgerät verstaut?«

»Genau.«

Auch ich kletterte nach draußen, nahm das Funkgerät in die rechte und den Koffer in die linke Hand.

Ich befand mich noch in dem Hubschrauber, als ich Sukos Warnschrei hörte.

»John!«

Blitzschnell war ich aus der Maschine und kreiselte herum.

Suko stand fünf Yards entfernt und deutete auf eine Felsengruppe hin, wo der Kopf einer Riesenechse aufgetaucht war…

***

Derek Summer starrte auf die Haarbüschel, die zwischen seinen Fingern steckten.

Das war doch nicht möglich, das gab es nicht. Ihm fielen die Haare aus. Dabei war er völlig gesund!

Er wandte den Kopf, schaute auf seinen Freund, dessen Gesicht ebenfalls Entsetzen zeigte.

Nur Ernie Swift grinste.

Und dieses Grinsen brachte Derek in Rage. »Hör auf!« kreischte er. »Hör auf zu grinsen!« Er schleuderte die Haare von sich und sprang auf Swift zu. Bevor sich der Mann versah, spürte er schon Dereks Finger um seine Kehle.

»Du verdammter Hund!« kreischte der junge Mann. »Du Bastard hast alles gewußt. Du hast es nur nicht gesagt!«

Swift röchelte. Er wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort hervor.

Derek schüttelte ihn durch. »Krepieren sollen wir!« schrie er. »Ja, krepieren. Aber du krepierst vorher!«

Da griff Herby Holl ein. Mit einem Schritt war er hinter seinem Freund, packte dessen Schultern und schleuderte ihn zurück. Nur widerwillig löste Derek seine Finger von Swifts Hals.

Ernie kauerte am Boden, rieb sich seinen Nacken und keuchte.

Dann spie er aus.
»Laß mich zu ihm!« knurrte Derek böse und funkelte seinen Freund hart an.
»Nein!«
Derek schlug einfach zu. Er war kein Kämpfer, zudem hatte Herby Holl damit gerechnet.
Er wich aus und konterte.
Derek bekam den wuchtigen Haken gegen sein Kinn. Er taumelte zurück und fiel hin.
»Bist du jetzt ruhig?« keuchte Herby und starrte auf den am Boden liegenden Freund.
Derek Summer richtete sich auf, so daß er eine sitzende Stellung erreichte. »Aber er – er hat Bescheid gewußt. Er hat doch nur vom Krepieren geredet!«
»Ja, das werden wir auch«, krächzte Ernie Swift. »Wir sollten uns nur nicht gegenseitig umbringen.«
»Der Meinung bin ich auch«, erklärte Herby Holl und reichte Derek Summer die Hand.
Der ließ sich hochziehen.
Die Haare lagen schon auf seinen Schultern. Als er noch einmal über den Kopf strich, fielen auch die letzten aus.
»Der schleichende Tod«, flüsterte er. »O verdammt, Ernie, du hast so recht.«
Swift nickte nur.
Bisher hatte Holl noch nicht getestet, ob mit ihm das gleiche geschehen war. Jetzt hob er den Arm und streifte mit den Fingern vorsichtig über seinen Kopf.
Auch bei ihm fielen die Haare aus. Als schwarzer Regen rieselten sie zu Boden.
»Mein Gott«, hauchte er nur und schüttelte den Kopf.
»Ich bin alt geworden, und euch fallen die Haare aus«, sagte Ernie Swift. »Der schleichende Tod äußert sich bei jedem Menschen anders. Wer weiß, was uns noch alles bevorsteht.«
»Nichts«, sagte Herby Holl plötzlich. »Nichts wird uns mehr bevorstehen.«
»Und wieso nicht?«
Holl kratzte seine letzten Haare vom Schädel. »Weil wir jetzt verschwinden.«
»Hast du die Echsen vergessen?«
»Nein, das habe ich nicht. Aber ich will auch nicht in diesem Loch hier sterben. Vielleicht schafft es einer von uns und kann sich durchschlagen. Am Strand liegt unser Boot.«
Ernie Swift winkte ab. »Der Strand ist weit. Bis ihr den erreicht habt, haben euch die verdammten Echsen schon dreimal gefressen. Nein,

wir müssen es im Schutz der Dunkelheit versuchen.«

Herby Holl nickte, doch Derek Summer sah das nicht ein. »Bis zur Dunkelheit halte ich es nicht aus!« schrie er. »Ich will jetzt weg. Vor den Echsen habe ich keine Angst. Und wenn sie mich packen, ist es auch nicht schlimm.«

Summer lief zur Tür.

Bevor er die Steinstufen betrat, hatte sein Freund ihn erreicht und schleuderte ihn herum.

»Laß es!«

Derek hob beide Arme. »Nein, Herby. Ich muß es versuchen. Es geht nicht anders.«

»Ich flehe dich an. Mach keinen Unsinn!«

Derek schüttelte den Kopf. Er sah seltsam fremd aus, so ohne Haare. »Ich schaffe es seelisch nicht.«

»Dann kann ich dir auch nicht helfen. Aber eins will ich dir sagen: Du handelst verdammt verantwortungslos, wenn du jetzt verschwindest. Du läßt uns hier allein.«

Derek senkte den Kopf. Das Licht einer Öllampe warf seinen düsteren Schein auf das Gesicht des jungen Mannes. Dereks Lippen zuckten. Ebenso wie seine Wangenmuskeln.

»Was soll ich denn machen?« flüsterte er.

»Bleib hier!« drängte Herby.

»Aber nachschauen, ob die Bestien noch da sind, kann ich doch – oder?«

Herby Holl überlegte. Warum nicht? So konnte Derek wenigstens keinen Unsinn machen.

»Okay.«

»Danke.« Derek Summer legte seine Hand auf den Griff und öffnete vorsichtig die Tür.

Mit einem Auge peilte er nach draußen. Er konnte einen Teil des Innenhofes gut überblicken. Was er sah, ließ sein Herz schneller klopfen.

Nur noch eine Riesenechse lauerte vor der Tür.

Sie hatte sich ein paar Yards zurückgezogen, behielt die Tür aber nach wie vor im Auge.

Derek drehte sich um. »Ich glaube, wir können es wagen«, flüsterte er.

»Laß mich mal sehen.« Herby Holl eilte zu ihm und zog die Tür etwas weiter auf.

Das war ein Fehler.

Die Echse reagierte gedankenschnell. Ohne Vorwarnung schleuderte sie ihre lange, klebrige Zunge vor und zielte damit auf die beiden Männer.

»Zurück!« gellte Herbys Stimme.

Sein Partner reagierte nicht schnell genug. Bevor er sich nach hinten werfen konnte, klatschte das Zungenende bereits gegen seine Brust, und mit ungeheurer Kraft wurde Derek Summer durch den Türspalt gerissen…

***

Ich traute meinen Augen nicht. Zwischen den Felsen war in der Tat der Schädel einer Riesenechse erschienen. Ein Horrorwesen, das man nur aus Fabeln kannte, wie vor einigen Wochen die Höllenschlange.

Auch Tom Bridger hatte die Echse gesehen. Er stand hinter mir in der offenen Luke und bekam seinen Mund vor Staunen nicht mehr zu. Gleichzeitig leuchtete auch die Angst in seinen Augen auf.

»Hast du die Waffen?« rief Suko mir zu.

Ich nickte, setzte den Koffer ab und öffnete ihn, um den Bumerang hervorzuholen. Vielleicht konnte ich dieses Untier damit packen. Die Silberkugeln würden die Haut sicherlich nicht durchdringen, höchstens ankratzen.

Während ich noch den Koffer aufgeklappt hielt, bewegte die Echse sich. Sie glitt voran, berührte dabei einen gewaltigen Felsbrocken, der ins Wanken geriet und plötzlich den Hang herabrollte.

»Weg!« brüllte Suko und rannte schon zur Seite.

Auch ich hörte den Brocken. Er donnerte und tobte über die Erde. Staub wölkte hoch, Grasbüschel rutschten ebenfalls mit, und da der Hang im letzten Drittel noch steiler wurde, bekam der mannsgroße Felsbrocken eine noch höhere Geschwindigkeit.

Ich jagte ebenfalls zur Seite und riß meinen Koffer dabei mit. Nur der Pilot kam nicht weg.

»Tom!« gellte mein Warnschrei.

Der Pilot hörte oder verstand nicht. Er reagierte überhaupt nicht.

Mit dem Oberkörper befand er sich bereits außerhalb seiner Maschine und starrte dem heranrollenden Felsen entgegen.

Wieder schrie ich.

Jetzt erst erwachte Tom Bridger aus seiner Erstarrung. Er riß den rechten Arm hoch, aus seinem Mund drang ein urwelthafter Schrei, und dann stieß er sich ab.

Wie eine Lawine rollte der Stein heran. Er war bereit, alles zu vernichten, was sich ihm in den Weg stellte.

Auch Tom Bridger.

Würde er es schaffen?

Suko und ich konnten nicht eingreifen. Mit Kugeln war dieser Brocken nicht zu stoppen.

Tom sprintete. Er warf seinen Oberkörper vor und rannte wie noch nie in seinem Leben.

Der Pilot schaffte es gerade noch.

Dicht hinter ihm donnerte der gewaltige Brocken vorbei, hüpfte wie ein Ball über eine Bodenfurche und knallte einen Augenblick später frontal gegen die Maschine.

Das Geräusch ging uns durch Mark und Bein. Der stabile Hubschrauber wurde von der tonnenschweren Wucht buchstäblich zermalmt. Die Kufen knickten weg, Glas splitterte, die Kanzel wurde zusammengedrückt, Eisenstäbe brachen kreischend, Funken sprühten, und dann war der Hubschrauber nur noch ein Klumpen.

Der Pilot stöhnte auf. Er hatte seine Hände gegen die Wangen gepreßt und schüttelte den Kopf. Ein tonnenschwerer Felsblock hatte das zerstört, woran er abgöttisch hing.

Doch die Gefahr war längst nicht gebannt. Im Gegenteil, sie fing erst richtig an.

Jetzt kam die Echse.

Nachdem ihr erster Versuch fehlgeschlagen war, versuchte sie es nun auf ihre ureigenste Art und Weise. Ihre Zunge schnellte aus dem Maul, schlug in der Luft einen Bogen und senkte sich auf Suko zu.

Der Chinese wich mit katzenhaften Bewegungen aus, so daß die Zunge ihn verfehlte.

Dann kniete er sich hin, zog die Beretta und jagte der Echse zwei Silberkugeln in das Maul.

Ich sah genau, wie sie in den Schlund stießen und auch Haut aufrissen, doch erledigt war die Bestie damit nicht.

Wir mußten es anders versuchen.

Ich hatte noch den Bumerang.

Erst einmal schrie ich Tom Bridger zu, daß er in Deckung gehen solle.

Diesmal hörte der Pilot. Er lief zum Strand hin und fand dort hinter einigen Felsen einen sicheren Platz.

Ich konzentrierte mich auf die Riesenechse.

Meinen silbernen Bumerang hielt ich in der rechten Hand. Obwohl ich ihn erst einige Monate besaß, hatte ich das Gefühl, daß er schon immer zu mir gehört habe, so sicher ging ich mit dieser Waffe um.

Die Echse war noch wütender geworden. Wahrscheinlich hatten ihr die beiden Kugeln nicht geschmeckt. Sie rutschte in einer Wolke aus Steinen, Grasbüscheln und Staub den Hügel herab, um uns anzugreifen. Weit schleuderte sie ihren massigen Schädel hoch, und genau das war meine Chance.

Ausgeholt hatte ich schon.

»Duck dich!« brüllte ich Suko zu, dann warf ich den Bumerang.

Er glitt flach über den Boden, und es sah so aus, als wollte er der Echse die Füße abrasieren, doch ich hatte ihn angeschnitten geworfen, so daß er plötzlich wieder stieg und mit tödlicher Präzision sein Ziel fand.

Die Waffe hieb der vorwärts stürmenden Echse gegen den Hals, und jeder von uns rechnete damit, daß sie den riesigen Kopf vom Körper der Bestie trennen würde, doch unsere Erwartungen wurden enttäuscht.

Der Bumerang knallte gegen den Panzer. Sein rasender Flug wurde gestoppt, dann kippte er zu Boden und blieb liegen.

Die magische Waffe hatte versagt.

Warum?

Ich stand da und staunte. Damit hätte ich nie im Leben gerechnet, nein, mit so etwas nicht.

Das durfte es nicht geben. Der Bumerang war doch sonst auf dämonische Wesen programmiert, warum klappte es hier nicht?

Langsam nur kam mir die Erleuchtung. Vielleicht hatte ich es bei dieser Echse gar nicht mit einem dämonischen Wesen zu tun. Sie war zwar ein urwelthaftes Geschöpf, aber der Grund, der dieser Entstehung voranging, mußte ein anderer sein.

Ja, es gab keine andere Erklärung.

Mein Gott, hätte ich das vorher geahnt. Doch jetzt war keine Zeit, sich Vorwürfe zu machen, wir mußten zusehen, daß uns die verdammte Echse nicht erwischte.

Suko hatte natürlich auch mitbekommen, was geschehen war. Er huschte zur Seite, um aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich zu gelangen. Die Echse hatte für ihn keinen Blick, ihre großen, hervorquellenden Augen waren allein auf mich gerichtet.

Mich wollte sie haben.

Ich schaute mich hastig um.

Der Weg nach vorn war durch die Riesenechse versperrt. An den Seiten konnte ich auch nicht weg, mit ihrer langen Zunge hätte sie mich immer erreicht.

Blieb die Flucht zurück.

Zum Strand hin, wo auch Tom Bridger seine vorläufige Sicherheit gefunden hatte.

Ich rannte los.

Dabei ließ ich den Koffer liegen, er hätte mich nur behindert, denn nun zählte jede Sekunde.

Während des Laufens drehte ich meinen Kopf und schaute über die Schulter zurück.

Die Riesenechse holte auf.

Verdammt, wenn sie jetzt mit der Zunge zustieß, war ich geliefert.

Ich hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als das klebrige Ding schon aus dem Maul schnellte.

Suko warnte mich.

Mein Hechtsprung zu Boden war eine artistische Leistung. Ich kam sehr hart auf, rollte mich ein paarmal um die eigene Achse und hörte,

wie die Zunge neben mir aufklatschte.

Sofort stand ich wieder auf den Beinen.

Wieselflink zog die Riesenechse ihre Zunge zurück. Sie stand geduckt da, und es kam mir vor, als würde sie springen.

Vor mir sah ich Tom Bridger. Er hatte sich hinter seiner Deckung aufgerichtet und winkte mir zu.

Aber da mußte ich erst mal hinkommen.

Und dann wuchtete die verdammte Echse ihren gewaltigen Körper hoch. Mir kam es vor, als würde der Himmel von einem Riesenschatten verdunkelt, als das Tier auf mich zuflog.

Ich rannte, entging auch der Echse, aber nicht ihrer Zunge.

Sie ringelte über den Boden, war ungeheuer schnell und wickelte sich um meinen rechten Fußknöchel.

Ein Ruck, und ich wurde über den Boden gerissen. Die Zunge hatte sich ein paarmal um meinen Fußknöchel geschlungen, das sah ich, als ich mich zur Seite drehte und die Echse mich auf ihr gewaltiges Maul zuzog.

Aber ich wollte nicht sterben. Obwohl die Angst in mir hochschoß, kämpfte ich gegen mein Schicksal an. Mit beiden Händen versuchte ich, mich am Boden festzuhalten, doch die Kraft der Zunge war ungleich stärker als ich.

Sie riß mich weiter.

Der Pilot sprang über seinen eigenen Schatten. Obwohl auch er Angst haben mußte, überwand er sie und eilte mir zu Hilfe.

Neben mir warf er sich zu Boden und schlug beide Hände in meine Schultern, um mich festzuhalten. Dicht vor mir sah ich sein Gesicht, es war vor Anstrengung verzerrt, der Speichel rann ihm über die Lippen, doch in seinen Augen stand der Wille, nicht nachzulassen.

Es blieb beim Vorsatz.

Das Biest war stärker.

Obwohl ich mich in den weichen Boden stemmte und mir der Pilot auch half, wurde ich Stück für Stück über den Boden gezogen und näherte mich dem Maul der gefräßigen Bestie.

Es war nur eine Frage der Zeit, wann ich darin verschwinden würde…

***

Herby Holl warf sich nach vorn. Er versuchte, die Beine seines Freundes zu packen, doch die Echse war einfach zu schnell. Ruckartig zog sie die Zunge auf ihr weitgeöffnetes Maul zu, und in den Fängen hing Derek Summer.

Er kam nicht mehr los.

»Derek!« Der Schrei löste sich von Herby Holls Lippen. Ohne auf die Gefahr zu achten, in der er selbst schwebte, rannte er los. Er hörte

auch nicht den Warnschrei, den Ernie Swift hinter ihm herrief, er sah nur seinen Kameraden, der mit tödlicher Präzision auf das Maul der Riesenechse zugeschleift wurde.

Dabei überschlug Derek sich mehrere Male, schrie, schlug mit den Armen um sich – alles vergebens.

Derek hatte keine Chance mehr.

Er verschwand in dem Maul der Echse.

Dann klappte der Rachen zu!

Herby Holl war stehengeblieben. Seine Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, er war unfähig zu begreifen, daß es seinen Freund nicht mehr gab.

»Nein! Nein! Nein!« brüllte er in wilder Panik und trommelte mit beiden Fäusten auf den Boden.

Er war in diesen Augenblicken völlig verzweifelt und stand dicht vor dem Zusammenbruch. Was er gesehen hatte, war mehr, als ein Mensch vertragen konnte.

Herby sah nicht, wie Swift aus der Tür kam und die schützende Klosterruine verließ. Ernie lief auf Holl zu, legte ihm seine Hände auf beide Schultern und schüttelte ihn durch.

»Los, du mußt kommen!«

»Nein…«

»Komm jetzt, es hat keinen Zweck.« Swift wollte noch etwas sagen, horchte plötzlich auf, denn er hatte Schüsse vernommen.

Schüsse auf der Insel?

Waren etwa noch andere Menschen in der Nähe? Konnte es sein, daß Rettung nahte?

Wie auch immer, länger hier draußen herumstehen durften sie auf keinen Fall. Ernie drehte Herby Holl herum und schob ihn auf die Tür zu. Dabei schaute er selbst über die Schulter zurück und beobachtete die Bestie.

Die verhielt sich ruhig, da sie inzwischen ihr Opfer bekommen hatte. Unbehindert konnten sich die beiden Männer zurückziehen.

Hart rammte Swift die Tür ins Schloß.

Herby Holl wankte zu einem Stein und ließ sich darauf nieder. Er senkte den Kopf. Nichts konnte jetzt seine Tränen zurückhalten. Er weinte seinen Schmerz heraus, weinte um den toten Freund, der ihm lange Jahre ein wirklicher Kamerad gewesen war. Herby konnte noch nicht begreifen, daß es Derek nicht mehr gab. Er hob den Kopf und glaubte, ihn neben sich stehen zu sehen, doch da war nichts. Nur diese Schreckenskammer, in die sich beide zurückgezogen hatten und wo sie vom Regen in die Traufe gekommen waren.

Ernie Swift hatte sich auf der zweit untersten Treppenstufe niedergelassen. Einige Minuten ließ er Holl in Ruhe. Erst als dieser den Kopf hob, fragte Swift: »Bist du wieder okay?«

Holl schneuzte sich die Nase. »Wie man's nimmt. Es ist einfach zu schwer, sich daran zu gewöhnen.«

Ernie nickte. »Ja«, sagte er. »Obwohl ich nie einen guten Freund hatte, kann ich dich verstehen. Aber du hast auch gesehen, daß es unmöglich ist, diese Kammer zu verlassen.«

»Sollen wir ewig hier sitzenbleiben?« fragte Herby.

»Nein.«

»Hast du einen Plan?«

»Kaum. Aber wenn mich nicht alles täuscht, habe ich vorhin Schüsse gehört.«

»Wann?«

»Als wir draußen waren. Sag ehrlich, Herby, seid ihr allein auf die Insel gekommen?«

»Ja.«

»Dann müssen noch andere Menschen hier sein. Eine andere Lösung gibt es nicht. Deshalb ist auch die zweite Echse verschwunden. Jetzt wird mir einiges klar.«

»Ich verstehe das nicht«, murmelte Herby Holl. »Was sollten die auf dieser gottverlassenen Insel suchen? Oder sind das deine Kameraden, die dich abholen?«

»Kaum. Die Zeit ist noch längst nicht verstrichen.«

»Dann weiß ich es auch nicht. Man sucht uns auch nicht, weil wir kein SOS gefunkt haben.«

»Wir sollten uns bemerkbar machen«, schlug Swift vor.

»Ob das Zweck hat? Ich glaube kaum, daß die Fremden gegen diese Riesenechsen ankommen.«

»Stimmt auch wieder.«

Nach dieser deprimierenden Feststellung schwiegen die beiden Männer. Herbys Lippen bewegten sich, doch kein Laut drang hervor. Er sprach lautlos.

Hin und wieder warf er einen Blick auf die verschlossene Luke, wo das Gas lagerte. Dieses Teufelszeug war an allem schuld. Derjenige, der das hinterlassen hatte, mußte sein ganzes Leben im Zuchthaus verbringen, das wünschte Herby ihm.

Swift stand auf. Er bewegte sich ziemlich schnell und preßte sein Ohr gegen die Tür.

»Was ist?« wisperte Herby.

»Da draußen steht jemand.«

»Wer? Ein Mensch?«

»Keine Ahnung.«

»Willst du nachsehen?« fragte Herby.

Als Antwort zog Ernie Swift langsam die Tür auf…

***

Die Adern sprangen mir fast aus der Brust, so sehr strengte ich mich an, und so hart stemmte ich mich gegen die Kraft des Monsters. Auch Tom Bridger setzte alles ein, was er hatte.

»Wir – wir schaffen es nicht!« keuchte er.

Ich mußte an die Höllenschlange denken, die uns ebenfalls in der Gewalt gehabt hatte. Dort hatte ich es mit meinem geweihten Silberdolch versucht und es auch geschafft. Würde das hier auch klappen? Ich mußte es versuchen, denn den Dolch trug ich bei mir.

Nur noch mit einer Hand stemmte ich mich ab, die rechte schob ich unter die Windjacke, und meine Finger suchten den Dolchgriff.

Sie fanden ihn schnell.

Rasch zog ich das Messer aus der Scheide. Als ich es hatte, drehte ich mich auf den Rücken und zog meinen Körper dann zusammen.

Tom reagierte gut, er machte meine Bewegungen mit, ohne die Schultern loszulassen.

Vielleicht klappte es.

Ich sah die dicke, klebrige Zunge dicht vor mir und schnitt mit dem Dolch hinein.

Im ersten Augenblick hatte ich das Gefühl, gegen Leder zu säbeln, dann aber spritzte eine dunkelrote, aber auch grünlich schimmernde Flüssigkeit wie eine Fontäne hoch.

Blut!

Ich mußte der Bestie Schmerzen zugefügt haben, denn die Zunge zuckte unkontrolliert. Ich wurde mitgerissen, über den Boden geschleudert und verlor den Messerkontakt.

Vielleicht hätte ich es sogar geschafft, doch die Zeit blieb mir einfach nicht mehr. Ich befand mich schon zu nahe am Maul der gefräßigen Bestie.

Aber da gab es noch einen, der eingreifen konnte.

Suko.

Bisher war er zu weit vom Kampfplatz entfernt gewesen.

Allerdings hatte er mitbekommen, wie mich die Riesenechse in ihre Gewalt brachte. Am eigenen Leibe hatte der Chinese erfahren müssen, daß magische Waffen diesmal nicht wirkten. Vielleicht brachten ganz normale Methoden einen Erfolg.

Mein Partner achtete nicht auf die Gefahr und auch nicht auf sein eigenes Leben. Er dachte nur an meine Rettung. Mit Riesenschritten hetzte er los.

Suko sprang über Steine und Geröll, mußte achtgeben, daß er von dem wild hin und herzuckenden Schwanz der Echse nicht getroffen wurde, und jagte auf mich zu.

»Das Messer, John!« schrie er.

Ich sah den Freund aus einer Staubwolke auftauchen. Sein Gesicht zeigte wilde Entschlossenheit, die Augen blitzten.

Ich ließ den silbernen Dolch aus der Hand rutschen, wußte nicht, was Suko vorhatte, doch ich vertraute ihm blindlings.

Der Chinese nahm den Dolch in die rechte Hand. »Halte noch einen Moment aus!« schrie er mir zu.

Auch Tom packte mit an. Wir kämpften verbissen, doch wir verloren Zoll um Zoll.

Immer näher rückte das Maul.

Zum Glück hatte die Echse nur eine Zunge, so daß sie sich um Suko nicht kümmern konnte. Der Chinese nutzte diese winzige Chance. Mit einem gewaltigen Sprung beförderte er sich auf den breiten Rücken der Echse und setzte zu einer lebensgefährlichen Rettungsaktion an. Mein Freund warf alles in die Waagschale.

Den Griff des Messers hatte er zwischen die Zähne geklemmt.

Auf allen vieren bewegte er sich voran. Er hatte Mühe, das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Suko fühlte unter seinen Händen die harte, hornige Haut. Die konnte er mit dem Dolch nicht durchdringen, aber es gab eine andere Chance.

Er mußte an die Augen gelangen.

Das war die Schwachstelle der mutierten Bestie!

Plötzlich machte die Riesenechse eine unkontrollierte Bewegung.

Sie schüttelte sich regelrecht durch, und Suko wäre fast von ihrem Rücken gefallen. Er konnte sich gerade noch abfangen.

Inzwischen kämpften Tom Bridger und ich verbissen weiter. Wir versuchten noch einmal, all unsere Kräfte zu mobilisieren, um keinen Zoll an Boden preiszugeben. Ein verdammt schwerer Vorsatz, denn die Kraft der Echse war gewaltig.

Dann ließ Tom meine Schultern los, bewegte den linken Arm zur Seite, packte einen Stein und schleuderte ihn voller Wut in das aufgerissene Maul der Echse.

Die reagierte automatisch und klappte ihre beiden Kiefer zusammen. An dem Stein biß auch sie sich die Zähne aus, sie konnte ihn nicht zermalmen, aber die Zunge, die zog sie nicht zurück, wie Tom gehofft hatte, sondern ließ sie weiterhin draußen.

Suko hatte es fast geschafft. Er befand sich bereits auf dem Hals der Bestie, brauchte nur noch eine Körperlänge, um in die Nähe der Augen zu gelangen.

In diesem Augenblick riß die Horrorechse ihr Maul wieder auf.

Der Oberkiefer kam dem Chinesen entgegen.

Suko ließ sich die Chance nicht entgehen – er stach zu.

Der Chinese traf mit dem Messer das linke Auge der Bestie, zog die Waffe sofort wieder hervor und stach sie auch noch in das rechte Auge. Dann sprang er sofort vom Rücken der Echse, denn was anschließend folgte, war wie ein halber Weltuntergang.

Die Echse drehte durch.

Ihrer Sehkraft beraubt, schleuderte sie zuerst ihren gewaltigen Schwanz in die Höhe und warf den riesigen Körper herum. Suko mußte wegkommen, sonst wäre er noch getroffen worden.

Wir bekamen die Reaktion der Riesenechse ein wenig später zu spüren, als die Zunge herumfahren wollte. Doch diesmal hielten nicht nur Tom Bridger und ich fest, sondern auch Suko. Er hatte die Gefahr erkannt und war uns zu Hilfe geeilt.

Mit Suko schafften wir es.

Bevor die Zunge mich in das aufgerissene Maul hineinbefördern konnte, zogen wir mit vereinten Kräften, und mir gelang es tatsächlich, der tödlichen Umklammerung zu entfliehen.

Sofort kroch ich zur Seite.

Die blinde Bestie tobte, schlug um sich und war wie von Sinnen.

Hoch peitschte der Schwanz, knallte wieder auf den Boden zurück und riß dort regelrechte Löcher und Furchen. Dieser Schwanz war eine gefährliche Waffe.

Mir fehlte noch die Kraft, mich auf den Beinen zu halten. Ich hatte mich zu sehr verausgabt.

Suko und Tom Bridger stützten mich. Vor allen Dingen war es der Chinese, der mir sehr dabei half.

Die Riesenechse gab noch nicht auf.

Aber sie griff auch nicht mehr an. In ihrer Panik flüchtete sie.

Dabei lief sie genau in die falsche Richtung.

Auf das Meer zu.

Tiefe Spuren hinterließ sie dort im Boden. Steine und Geröll wurden zur Seite geschleudert, Grasbüschel mitsamt Wurzeln ausgerissen, dann erreichte das Tier das Wasser.

Es rannte einfach hinein.

Hoch spritzte es auf, der lange Schwanz peitschte die Wellen, die Zunge zuckte aus dem Rachen und klatschte in die Fluten.

Wir sahen dem Schauspiel aus sicherer Entfernung zu. Mir zitterten noch immer die Knie, auch war ich in Schweiß gebadet, aber ich konnte wieder stehen.

Himmel, das war verdammt knapp gewesen.

Suko grinste mir zu. »Alles okay, Partner?«

»So halbwegs.«

Ich bedankte mich auch bei Tom Bridger, unserem Piloten. Er wurde vor Verlegenheit rot. »Sie hätten bestimmt das gleiche für mich auch getan«, sagte er.

Ich lächelte.

Danach wandten wir unsere Aufmerksamkeit wieder der Riesenechse zu. Ihr gesamter Körper wurde inzwischen vom Wasser überspült. Nur noch der Kopf tauchte hin und wieder aus den Fluten, wenn das Tier ihn mit wilden Bewegungen hochwarf.

»Kann solch eine Echse schwimmen?« fragte Bridger.
»Ich glaube schon«, erwiderte Suko.
»Dann bedeutet sie eine Gefahr für die Schiffe«, folgerte der Pilot.
Da hatte er recht. Wenn die Echse aufs Meer hinausschwamm, würde sie irgendwann auf ein Schiff stoßen, denn die Ostküste Englands war ziemlich stark befahren. Die Skandinavienroute führte hier vorbei. Obwohl das Biest blind war, würde es auch die Schiffe angreifen.
»Ändern können wir nichts«, murmelte Suko.
»Ich frage mich nur, ob wir mit weiteren Biestern rechnen müssen«, sagte ich.
»Bestimmt.« Suko und Tom waren einer Meinung.
»Okay, dann suchen wir das Gift.« Zum Glück besaßen wir noch zwei Reservemasken. Wir gingen wieder zurück zu meinem Einsatzkoffer, der die Gefahren unbeschadet überstanden hatte. Suko und Tom nahmen sich eine Maske.
Ich holte noch meinen Bumerang.
Dazu mußte ich den Hügel hochklettern, wo die Riesenechse gelauert hatte. Von der Kuppe besaß ich einen guten Fernblick. Ich schaute in ein kleines Tal, wo die Ruinen des ehemaligen Klosters standen.
Alles sah verlassen und leer aus. Von einer zweiten Echse sah ich keine Spur.
Ich dachte darüber nach, wo sich das Gift, falls es tatsächlich hier versteckt war, befinden konnte.
Ich stieg den Hügel wieder hinab. »Das Kloster sollten wir uns näher anschauen.«
Suko runzelte die Stirn. »Glaubst du, daß das Zeug dort abgeladen wurde? Wenn das eine offizielle Müllkippe ist, müßten wir doch die Tonnen sehen.«
»Es sei denn, sie sind vergraben.«
»Stimmt auch wieder.«
»Eine Durchsuchung der Insel bleibt uns nicht erspart«, stellte ich fest. »Hier liegt nichts, und warum sollen wir mit der Durchsuchung nicht in der Ruine beginnen?«
»Geht klar.«
Tom Bridger mischte sich ein. »Ich verstehe immer nur Bahnhof«, sagte er. »Es scheint sich also doch nicht um radioaktives Metall zu handeln, sondern um Giftmüll.«
Ich nickte. »So ist es.«
Tom verzog das Gesicht. »Auch das noch. Davor habe ich richtig Angst.«
Das war verständlich. Zu viele Umweltskandale waren in letzter Zeit ans Licht der Öffentlichkeit gedrungen. Die Menschen waren aufgeschreckt, und diese Mutation der Echse konnte man auch auf irgendwelche Einflüsse von außen zurückführen. Im Klartext: auf Gift.

Wir setzten die Masken auf und gingen los. Allerdings schlugen wir einen Bogen, schritten um eine Erhebung herum, die mit hartem Gras bewachsen war, und blieben stehen.

Jetzt sahen wir sie!

Müllberge. Fässer, Kisten, Container. Neben und übereinandergestellt, ein wahres Müllparadies.

»Das ist ja schrecklich«, murmelte Tom Bridger. Er hatte seine Maske dabei ein Stück hochgehoben.

Ich nickte. Langsam schritt ich näher. Die ersten Fässer zeigten mir bereits das Ausmaß der Katastrophe. Sie waren völlig verrostet.

Zum Teil lief der Inhalt schon aus. Wo er den Boden berührte, wuchs nichts mehr.

Alles war verbrannt, weggeätzt.

Die Apokalypse einer grausamen, übertechnisierten Zukunft.

Schrecklich.

Waren diese Fässer und deren Inhalt der Grund für die Mutation der Echse?

Ich fand auf diese Frage keine Antwort, mußte jedoch davon ausgehen. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich, daß der Müll lebte.

Kriechtiere hatten sich dort eingenistet, sie fühlten sich in diesem Abfall wohl. Ratten sah ich nicht, dafür jedoch armlange Würmer, die so dick wie zwei Finger waren.

Ich winkte den anderen. Wir wandten uns nach links, umrundeten einen Müllberg und erreichten wieder etwas freieres Gelände, wo das harte Inselgras wuchs.

Die Masken ließen wir auf. Es erschien mir zu riskant, sie abzunehmen.

Dann betraten wir die alte Klosterruine. Viel war wirklich nicht mehr übriggeblieben. Zerstörte Mauern machten den Weg zu einer Stolperfalle. Überall lagen dicke Steinquader auf dem Boden. Sie waren mit einer Moosschicht bedeckt. Von der Ruine stand jedoch noch ein Teil.

Und zwar mußte das der Flügel eines Gebäudes sein, der jetzt aus den Trümmern wie ein Turm hervorragte. Er besaß sogar eine Tür. Sie bestand aus dickem Holz und besaß eine Klinke.

Bevor wir auf die Tür zugingen, fiel mir etwas auf.

Spuren!

Ich sah Abdrücke, und wenn mich nicht alles täuschte, waren es die einer Riesenechse.

Sofort machte ich Suko und Tom darauf aufmerksam. Auch sie sahen sich die Spuren an.

Suko hob die Maske hoch. »Eine zweite Echse?«

Ich zuckte mit den Schultern, drehte mich um und schritt auf die Tür zu. Nie hätte ich damit gerechnet, daß wir hier Menschen finden

würden, außer Dr. Tod und seinen Helfern; doch als ich nach der Klinke fassen wollte, wurde die Tür mit einem Ruck aufgestoßen…

***

Dr. Tod befand sich noch nicht auf der Insel. Er, Lady X und Tokata waren jedoch auf dem Weg nach Abbey's Island. Sie hatten sich zwei Tage im Hintergrund gehalten, um erst einmal abzuwarten.

Die Wellen waren ziemlich hochgeschlagen, jetzt sah es aus, als wäre wieder Ruhe eingekehrt.

Dr. Tod hatte das seetüchtige Boot einem Mann abgekauft, der dringend Geld benötigte. Die Adresse hatte der Verbrecher in einer Fachzeitschrift gefunden, bei dem Verkäufer angerufen und erst gar nicht groß gehandelt.

Er bekam das Boot.

Zusammen mit Pamela Scott befand er sich im Ruderhaus des Schiffes. Tokata hielt sich am Heck auf. Er hockte dort auf dem Boden und schien zu meditieren. Seine rechte Hand lag dabei auf dem Griff des Samuraischwerts.

Solo Morasso, alias Dr. Tod, beobachtete die Instrumente. Sie arbeiteten einwandfrei. Wie auch die beiden PS-starken Maschinen, die das Boot antrieben.

Lady X stand neben ihrem neuen Partner. Die schwarzen Haare hatte sie unter einer Mütze versteckt. Sie trug noch einen wetterfesten Anorak und lange Hosen. Zwischen dem schmalen Zeige und Mittelfinger zitterte eine Zigarette. Die Nägel hatte sie dunkelrot lackiert. Sie wirkten wie in Blut getaucht.

Die Scott war nervös. Rudys Tod hatte sie doch geschafft, mehr als sie zugeben wollte, doch mit Dr. Tod sprach sie nicht darüber.

Ihn interessierte Vergangenes nicht, er dachte immer an die Zukunft, und die war schrecklich genug.

Wenigstens für einen Normalbürger, nicht jedoch für Leute wie ihn und Lady X.

Da drehte es sich nur um Vernichtung und Chaos. Sie wollten die Welt aus den Angeln heben, egal mit welchen Methoden. Und wenn Menschen starben, war es ihnen egal, ein Gewissen hatten sie nicht.

Lady X hatte in ihrem Leben eigentlich nie große Angst verspürt.

Doch Tokata war ihr unheimlich. Sie konnte den lebenden Leichnam einfach nicht einordnen. Er sprach nicht, reagierte nur, wenn Dr. Tod ihn anredete, ansonsten hockte er stumm herum. Nur manchmal stieß er heisere Laute aus, die Lady X an die Kampfschreie großer KungFu-Fighter erinnerten.

Pamela Scott mußte sich wirklich erst an die neue Situation gewöhnen. Es war ihr fremd, mit Mächten zu paktieren, die für sie gar nicht als Realität existierten, sondern nur in den Hirnen

fantasiebegabter Gruselautoren.

Aber es gab sie.

Dr. Tod hatte sie davon nicht nur theoretisch überzeugt, sondern auch praktisch.

Tokata war das beste Beispiel.

Solo Morasso warf der schwarzhaarigen Frau einen knappen Blick zu. »Woran denkst du?« fragte er.

»An die Zukunft.«

Dr. Tod lachte. »Sie wird gut sein, da Asmodina, die Höllentochter, sie steuert.«

Lady X lächelte spöttisch. »Asmodina ist wohl dein großer Schwarm, nicht wahr?«

»Wieso?«

»Du redest soviel von ihr.«

»Ich gehorche ihr«, erklärte Dr. Tod. »Denn ihr verdanke ich meine zweite Existenz.«

»Sorry, ich vergaß, daß du schon einmal gelebt hast.«

»Ja, und dann kam dieser Sinclair«, knirschte Morasso.

»Der immer noch lebt.«

»Leider!« Dr. Tod preßte die Lippen zusammen, und seine Wangenmuskeln zuckten.

Er muß einen ungeheuren Haß auf diesen Sinclair haben, dachte die Frau.

Sie schaute nach vorn. Als graugrüne Fläche wogte das Meer. Die Wolken hingen tief, es sah nach Regen aus, doch zum Glück fielen noch keine Tropfen, so daß die Sicht einigermaßen gut war.

Längst lag die Küste hinter ihnen. Sie war nicht einmal als grauer Strich zu erkennen, so weit befanden sie sich bereits auf dem Meer.

Am Anfang hatte sie Dr. Tods seemännischen Kenntnissen nicht getraut. Es war ein Unterschied, ob man ein Schiff auf der Themse steuerte oder über das offene Meer.

Doch Solo Morasso kam gut zurecht.

Zudem hatten sie guten Wind, der keine querlaufenden Wellen herantrieb und eine ziemlich gute Fahrt garantierte.

»Wie lange dauert es eigentlich noch?« erkundigte sich Lady X.

Dr. Tod schaute auf die Seekarte und verglich einige Daten.

»Vielleicht noch eine halbe Stunde.«

»Dann müßten wir die Insel ja sehen.«

»Da liegt sie.« Solo Morasso deutete nach vorn. Er hatte bessere Augen als die Frau. Lady X hatte Mühe, den schmalen grauen Strich am Horizont zu sehen.

»Du kannst auf Deck gehen, da hast du einen besseren Ausblick«, schlug Dr. Tod vor.

Das tat Pamela Scott auch.

Tokata hockte noch immer am Heck des Bootes und starrte auf die Planken. Wieder rieselte ein Schauer über den Rücken der Frau, und als der Samurai jetzt den Kopf hob und sie anblickte, schaute sie in dieses verweste Gesicht hinter der Maske.

Schnell drehte sich die Frau um.

Die lange Dünung trieb auf das Schiff zu. Hier merkte Pamela das Schaukeln stärker als im Ruderhaus. Wenn sie die Augen schloß, mußte sie sich konzentrieren, damit es ihr nicht den Magen hob.

Die Insel war nun besser zu sehen. Am Horizont nahm sie langsam Konturen an. Die Linie wurde zu einem wellenförmigen Gebilde mit allerlei Einbuchtungen und Landzungen.

Ja, das war die Insel.

Lady X lächelte, als sie daran dachte. Sie und Rudy hatten damals den Coup allein durchgeführt, und es war wirklich ein lebensgefährlicher Job gewesen, an das Zeug heranzukommen.

Es war ein mörderisches Gas. Unter ungeheuren Sicherheitsmaßnahmen entwickelt, unter Verschluß gehalten und zum absoluten Staatsgeheimnis erklärt.

Dieses Gift war so schlimm, daß es alle anderen bisher bekannten in den Schatten stellte. Einmal eingeatmet, veränderte es Menschen und Tiere, machte aus ihnen Mutanten, so daß es möglich war, aus einer kleinen Katze ein riesiges Monster zu entwickeln.

Unvorstellbar…

Lady X hatte Dr. Tod genau die Stelle gezeigt, wo sie an Land gehen sollten. Sie hatten dort damals auch angelegt. Von dem Landeplatz aus gab es den kürzesten Weg zu den alten Klosterruinen.

Und dort hatten sie das Zeug versteckt. Die Behälter waren gut verschlossen gewesen, und Lady X hoffte, daß dies auch so geblieben war. Wenn sie das Gift erst einmal hatte, dann kam die große Apokalypse. Vor allen Dingen, wenn es sich in den Klauen des Menschenhassers Dr. Tod befand.

Der Gedanke daran ließ sie lächeln. Noch vor dem Dunkelwerden würden sie die beiden Kanister in den Händen haben, und dann gab es nichts mehr, was sie aufhielt.

Lady X griff nach ihren Zigaretten. Sie wollte gerade das Stäbchen aus der Schachtel nehmen, als ihr Blick abermals über das Meer fiel.

Vor dem Schiff entstand ein Strudel. Etwas bewegte sich unter der Oberfläche und trieb auf das Schiff zu.

Pamela Scott lief an die Reling und schaute genauer hin. Dicke Blasen stiegen an die Oberfläche und zerplatzten. Das Wasser geriet in einen wirbelnden Sog, und im nächsten Augenblick tauchte der riesige Kopf eines Monsters auf.

Lady X erschrak so sehr, daß sie lauthals aufschrie.

Der Kopf sah schrecklich aus. Vor allen Dingen die Augen, die

ausgelaufen waren.
Eine Seeschlange! schoß es der Scott durch den Kopf. Nein, keine.
Das Untier sah aus wie eine Echse.
Sie warf einen Blick über die Schulter zurück und sah, daß Tokata sich erhoben hatte. Auch er mußte etwas bemerkt haben.
»Da!« schrie Pamela Scott und deutete auf die Wasseroberfläche.
»Da ist es!«
Im selben Augenblick erschien auch Dr. Tod an Deck. In seinen Augen stand die Ratlosigkeit. Er wußte ebenfalls nicht, was das Auftauchen des Monsters zu bedeuten hatte.
Die Echse schwamm weiter. Dann stieß sie mit dem harten Schädel gegen den Rumpf des Schiffes. Der Aufprall erschütterte den Kahn bis in seine Schweißnähte.
Dr. Tod und Lady X flogen zurück.
Nur der Samurai hielt sich.
»Tokata!« befahl Dr. Tod. »Töte dieses Biest!«
Der riesenhafte Samurai nickte. Er machte einen Schritt, stand auf der Reling und sprang ins Wasser. Noch während des Falls zog er sein gewaltiges Schwert, und Lady X sah diesen lebenden Leichnam zum erstenmal in voller Aktion…

***

Vor uns stand ein Mann.
Weißhaarig, alt und mit einem dunkelblauen Kittel bekleidet. Er blickte uns aus weitaufgerissenen Augen an und schüttelte verständnislos den Kopf.
»Wo kommen Sie her?«
Ich wollte die Maske abziehen, doch er machte mir durch eine Handbewegung klar, es nicht zu tun.
Dafür schloß er die Tür.
»Jetzt können Sie die Maske abnehmen«, forderte er mich auf.
Ich tat es und fragte: »Warum nicht früher?«
»Weil dort der schleichende Tod lauert.«
»Verstehe ich nicht.« Ich schaute meine Begleiter an. Auch sie hatten sich ihrer Masken entledigt und schauten ebenso verständnislos wie ich.
»Wer sind Sie eigentlich?« fragte der Alte.
Ich beschloß, mit offenen Karten zu spielen und stellte meine Freunde und mich vor.
»Von der Polizei also.«
»Ja.«
»Was führt Sie hierher?«
»Wir suchen jemand.«
Die Augen des Alten zogen sich mißtrauisch zusammen. »Wen denn?«

»Einen Mann, der sich Solo Morasso oder Dr. Tod nennt. Und eine schwarzhaarige Frau mit dem Namen Pamela Scott.«

Ich merkte, wie dem Alten ein Stein vom Herzen fiel. Dann schüttelte er den Kopf. »Tut mir leid, aber die beiden Namen habe ich noch nie gehört.«

»Dann waren sie nicht auf der Insel?«

»Nein.«

»Leben Sie hier allein?«

»Ja und nein.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Moment.« Der Alte drehte sich um, öffnete die Tür und rief den Namen Herby.

Ein kahlköpfiger junger Mann erschien, der einen ungeheuer deprimierten Eindruck machte.

»Bevor wir reden, lassen Sie uns hier weggehen«, schlug der Alte vor.

Ich war einverstanden.

Mir fiel auf, daß er und der jüngere Mann sich immer wieder umschauten, als würden sie nach etwas fahnden.

»Suchen Sie was?« fragte ich den Alten.

»Ja, wir halten Ausschau nach einem Monster.«

»Sie meinen die Riesenechse?«

»Genau, Mr. Sinclair.«

»Die haben wir ins Meer gescheucht.«

Jetzt bekam er große Augen, und ich mußte erzählen, wie wir es geschafft hatten.

Auf einigen Steinen nahmen wir schließlich Platz, und der Alte begann zu erzählen, nachdem er sich und den jüngeren Mann namentlich vorgestellt hatte.

In den nächsten Minuten erfuhren wir die gesamte schockierende Wahrheit, und für mich war es, als hätte ich einen Schlag ins Gesicht erhalten.

Ja, auf dieser Insel lagerte Giftmüll, aber nicht allein der, von dem Sir James Powell gesprochen hatte, sondern etwas viel Schlimmeres.

Gas!

Ein Gas, das Mensch und Tier veränderte, aus ihnen Mutationen machte.

Diese Vorstellung trieb mir den Schweiß auf die Stirn, und ich zweifelte daran, ob die Masken auch etwas nutzten.

Meine Gedanken drehten sich weiter. Bei dem toten Terroristen hatten wir die Zeichnung gefunden. Folglich wußte er, was auf dieser Insel lagerte. Und Lady X wußte es auch. Vielleicht hatte sich Dr. Tod aus diesem Grund mit der Frau zusammengetan. Wenn ich daran dachte, daß er hinter dem Gas her war, kam ich automatisch ins Schwitzen. Tausende von Menschen waren in Gefahr. Eine Apokalypse

des Schreckens, die sich da auftat.
»Sie überlegen, Mr. Sinclair«, sagte Ernie Swift.
»Ja, ich denke an das Gas.«
»Wollen Sie es abtransportieren?«
»Ich nicht. Da müssen Spezialisten kommen.«
»Wir sollten sie jetzt schon rufen«, schlug Suko vor.
Herby Holl meldete sich. »Auf unserem Boot gibt es ein Funkgerät. Es ist kein Problem, Hilfe herbeizuholen.«
Das war es in der Tat nicht.
»Und wer geht?« fragte Swift. Er schaute sich aufmerksam um.
Jeder von uns wußte, daß er an die zweite Riesenechse dachte, die sich noch irgendwo auf der Insel herumtrieb.
Ich wollte die anderen keiner unnötigen Gefahr aussetzen.
Deshalb entschied ich mich für diesen Gang. Und mit einem Funkgerät umzugehen, das hatte ich gelernt.
Suko hatte Einwände. »Ich begleite dich, John. Für einen einzelnen ist der Weg viel zu gefährlich.«
»Wenn ich einen lahmen Job hätte haben wollen, hätte ich auf dem Finanzamt angefangen«, hielt ich Suko entgegen.
Der Chinese preßte die Lippen zusammen. Er war sauer. Verständlich auch, nach dem, was hinter uns lag.
Tom Bridger meinte: »Wenn Sie beide gehen und die Echse erscheint, sind wir hier nur zu dritt. Und wir haben auch keine Waffen.«
»Wir können uns in dem alten Klosterbau verstecken«, sagte Ernie Swift.
»In diese Monsterhöhle kriegt mich keiner rein. Da lagert das verdammte Giftgas.«
Da hatte er natürlich recht. Aber wie ich es auch drehte und wendete, Hilfe mußten wir herbeiholen.
Ich setzte die Maske wieder auf.
»Was haben Sie vor?« fragte mich Swift.
Ich deutete auf die Tür. Ansehen wollte ich mir die Monsterhöhle auf jeden Fall.
Suko kam. In der Maske sah er aus wie ein Marsmensch. Ich hoffte, daß die Filter einen Teil des Gases absorbieren würden.
Außerdem wollten wir uns ja nicht zwei Tage in dem Bau aufhalten.
Ich zog die Tür auf und betrat als erster die Monsterhöhle. Es war ein regelrechtes Verlies. Über vier breite Steinstufen gelangten wir in das eigentliche Gewölbe, dessen Boden aus festgestampfter Erde bestand.
In kleinen Nischen brannten Ölfunzeln, und die runde Decke wurde von Pfeilern getragen. Das Licht verlor sich auf halber Höhe, so daß wir die Decke selbst gar nicht erkennen konnten.
Aber die Luke sah ich. Ernie Swift hatte sie mir genau beschrieben. Suko und ich blieben davor stehen. Wahrscheinlich quälten uns die

gleichen Gedanken. Sollten wir den Deckel hochheben oder nicht?
Wir ließen ihn zu.
Ich sagte ja schon, daß das Licht nicht bis zur Decke reichte.
Deshalb konnten wir nicht erkennen, was sich dort oben abspielte.
Zudem behinderten die Masken auch unseren Blickwinkel.
Ein Schatten löste sich von der Decke. Er bewegte sich auf einen Pfeiler zu. Als er tiefer ging und in den Lichtkreis einer der Lampen geriet, wurde ein behaartes, dünnes Bein sichtbar.
Ein Spinnenbein…
Ich nickte Suko zu, denn wir hatten genug gesehen. Während ich mich umdrehte und auf die Tür zuschritt, blieb Suko zwei Schritte hinter mir.
In diesem Augenblick ließ sich die Spinne fallen.
Ich hörte einen erstickten Ausruf, wirbelte herum und sah eine Riesenspinne, die sich auf meinen Freund gestürzt hatte und ihn zu Boden drückte…

***

Tokata kannte keine Angst. Jedes menschliche Gefühl war ihm völlig fremd. Zudem besaß er sein Schwert, auf das er sich verlassen konnte.
Wie ein Stein fiel er ins Wasser. Lady X, die ebenso wie Dr. Tod an der Reling stand, dachte, daß der Unheimliche versinken würde, doch blitzschnell war er wieder an der Oberfläche.
Die Echse sah ihn nicht. Sie war wieder zurückgeschwommen, um einen neuen Angriff zu beginnen. Sie schien zu ahnen, daß sich auf dem Boot Feinde befanden.
Da schnellte der riesenhafte Samurai aus den Fluten. Mit der linken Hand hielt er sich am Rücken der Echse fest, und geschickt schwang er sich auf den hornigen Panzer.
Das Tier merkte, daß etwas nicht stimmte. Es wollte wegtauchen und senkte den Schädel.
Tokata schwang sein Schwert. Er zog einmal einen Kreis und schlug dann zu.
Was Bumerang und Kugeln nicht geschafft hatten, das bewirkte sein im Höllenfeuer geschmiedetes Samuraischwert. Tief hackte es in das Fleisch des Monsters und trennte den Kopf fast vom Rumpf.
Die Echse wurde wild. Urplötzlich peitschte ihr Schwanz aus dem Wasser. Sie schlug damit um sich, und abermals krachte etwas mit vehementer Wucht gegen den Schiffsrumpf.
»Töte sie!« brüllte Morasso.
Wieder hieb Tokata zu. Er hielt sich ausgezeichnet auf dem breiten Echsenrücken, als wäre er mit der Bestie verwachsen.
Der zweite Schlag kappte den Kopf endgültig.
Er versank.

Aus der Schnittstelle drang eine grünrote Flüssigkeit, die sich sofort mit dem Meerwasser vermischte und weggespült wurde.

Das Reptil war vernichtet. Auch der Oberkörper sank. Tokata sprang vom Rücken der Echse. Er gab nicht acht und bekam einen der letzten Schwanzschläge mit.

Einen Menschen hätte dieser Hieb getötet. Nicht so Tokata. Er wurde zwar zur Seite geschleudert und prallte ebenfalls gegen den Bootsrumpf, aber es passierte ihm nichts. Über die Außenleiter kletterte er an Bord.

Tropfnaß blieb er vor seinem Herrn und Meister stehen, verbeugte sich und steckte das Schwert ein.

Tokata hatte einen Sieg errungen.

Lady X staunte. Gleichzeitig wuchs auch ihre Angst vor diesem Monstrum. Sie ahnte, was passieren würde, wenn sie Dr. Tod einmal den Rücken kehrte.

Tokata würde mit seinem Schwert kommen und dann…

»Woran denkst du, meine Liebe?« fragte Solo Morasso.

»An nichts, an gar nichts.«

Dr. Tod lachte nur.

Tokata begab sich wieder zum Heck des Schiffes und hockte sich nieder, als wäre nichts geschehen. Pamela Scott kam endlich dazu, sich eine Zigarette anzuzünden. Ihre Hände zitterten, und fast hätte sie das Feuerzeug verloren.

Als die Zigarette brannte, sog sie den Rauch tief in ihre Lungen.

Langsam folgte sie Dr. Tod in das Ruderhaus.

»Wie ist so etwas möglich?« fragte sie. »Ich meine, wie kann dieses Monster entstehen? Schwarze Magie?«

Morasso schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht.«

»Wieso?«

»Das hätte ich gewußt.«

»Und woher?«

»Asmodina hätte mich gewarnt.«

Lady X hatte eine scharfe Bemerkung auf der Zunge. Sie schluckte sie aber herunter, sie wollte Dr. Tod nicht reizen, denn wenn sie den Namen Asmodina in den Schmutz zog oder falsch betont aussprach, konnte er sauer werden.

»Aber welche Möglichkeit gibt es dann?« fragte die ehemalige Terroristin.

»Denk mal an das Gas.«

»Wieso?«

»Nun, welch eine Wirkung hat es denn auf Mensch oder Tier? Hast du das nicht gewußt?«

»Doch, es verändert die Lebewesen. Manche werden plötzlich groß. Du meinst, daß diese Echse vorher ganz normal groß war und dann

mit dem Gas in Berührung gekommen ist?«
»Genau das meine ich.«
»Aber dann wäre ja Gas ausgeströmt«, flüsterte die Frau. »Und wir würden uns ebenfalls in großer Gefahr befinden.«
»Möglich.«
»Da bleibst du so ruhig?« fuhr die Scott Dr. Tod an. »Aus uns können auch Monster werden, zum Henker.«
»Was macht das schon?« lachte Dr. Tod.
»Dir nichts, aber mir. Denkst du, ich will eine häßliche Alte oder irgend etwas anderes…«
»Tokata wird sich darum kümmern. Und jetzt sei ruhig.«
Früher hätte niemand in diesem Tonfall mit Lady X reden dürfen.
Doch von Dr. Tod ließ sie es sich gefallen. Er war ihr Boß.
Sie befanden sich dicht vor der Insel. Klippen gab es hier keine, aber die heranrollende Brandung schob das Boot auf die Insel zu.
Das machte Dr. Tod nichts. Ruhig stand er am Ruder und drosselte die Geschwindigkeit. Spielend schafften sie die Brandung.
Die Wellen spülten sie in einen kleinen natürlichen Hafen, wo sie an Land gehen konnten.
Tokata sprang ins Wasser. Er nahm eine Leine mit und drehte sie um einen Felsen.
Damit war das Schiff vertäut.
Dann gingen Dr. Tod und Lady X an Land. Beide wurden sie naß, aber das spielte keine Rolle.
Hier mußten auch die Müllschiffe ihre Ladung löschen, denn dicht vor sich sahen sie die Halden aus Fässern, Flaschen und Metallkisten.
»Wohin?« fragte Dr. Tod.
Pamela Scott deutete auf einen Weg zwischen zwei Müllbergen.
»Das ist die kürzeste Strecke.«
Sie gingen los.
Tokata hatte die Führung übernommen. Sein Schwert hielt er in der rechten Hand. Er war für einen Angriff gewappnet.
Der Weg, den sie nahmen, war mit Abfall übersät. Immer wieder stießen sie gegen feuchte Kartons oder herumliegendes Glas. Von den Müllbergen ging ein widerlicher Geruch aus. Eine Mischung aus Öl und Chemikalien.
»Wie habt ihr die Insel eigentlich gefunden?« wollte Solo Morasso wissen.
»Durch Zufall. Rudy und ich hatten uns ein Flugzeug gekapert und einen kleinen Trip unternommen. Da haben wir die Insel eben entdeckt und für unsere Zwecke vorgemerkt.«
»Was ausgezeichnet war«, lobte der Verbrecher.
Lady X lächelte. Ansonsten blieb sie still. Auf der Insel selbst war es ruhig. Kein Vogel kreischte, und nur das Rauschen der Brandung war

zu vernehmen.

»Hast du dir schon überlegt, wie du das Gas einsetzen willst?« fragte Pamela Scott.

»Ja.« Dr. Tod nickte. »Ich werde es gegen London einsetzen und mich dabei auf einen bestimmten Punkt konzentrieren.« Er machte bewußt eine Pause.

»Welcher ist das?«

»New Scotland Yard!«

Lady X blieb stehen. So überrascht war sie. »Du – du willst Scotland Yard vernichten?«

Dr. Tods Augen funkelten in wildem Haß. »Klar will ich das. Denn dort hocken meine schlimmsten Feinde. Es ist ja nicht nur John Sinclair, sondern die gesamte Organisation, die mich stört. Weitere Pläne habe ich noch nicht. Die ergeben sich von selbst.«

Lady X nickte. Da hatte Dr. Tod recht. Sie war sicher, doch den richtigen Partner gefunden zu haben.

Tokata, der untote Samurai, ging etwa fünf Schritte voran. Er erreichte auch das Ende des Hügels als erster.

Da geschah es.

Von der rechten Seite zuckte plötzlich ohne erkennbare Warnung eine lange klebrige Zunge hervor, wickelte sich blitzschnell um die Beine des Samurais und zog ihn mit sich fort.

Alles war so schnell gegangen, daß Dr. Tod und Lady X erst reagierten, als es zu spät war.

»Verdammt noch mal, ein zweites Biest!« schrie Solo Morasso. Er rannte vor, um zu sehen, was mit seinem Diener geschah.

Tokata hatte sich nicht mehr fangen können. Aber es war ihm gelungen, sein Schwert zu ziehen. Und dann, als er mit einem letzten Ruck in das weit aufgerissene Maul der Bestie gezogen werden sollte, stellte er das Schwert aufrecht.

Die Spitze durchdrang den Oberkiefer des Reptils, als wäre er aus Butter.

Sofort zog der Samurai sein Schwert wieder zurück und zerhackte die Zunge.

Er kam frei.

Dann sprang er zurück und schwang seine Waffe wie ein Artist.

Tokata griff an, und er wurde dabei zu einer regelrechten Kampfmaschine. Lady X und Dr. Tod sahen nur einen wirbelnden Schatten, eine blitzende Waffe, und sie bekamen kaum mit, daß der Samurai die Riesenechse regelrecht in Stücke schlug.

Dr. Tod und Lady X standen daneben. Sie applaudierten beide, als die Echse tot war.

Tokata trat vor, verbeugte sich wieder und ließ sein Schwert in der Scheide verschwinden.

Dr. Tod klopfte ihm auf die Schulter.

»Ist er nicht gut?« fragte Morasso.

Lady X nickte. Sprechen konnte sie nicht.

Dann gingen sie weiter, lenkten ihre Schritte nach rechts und erreichten einen Hügel, von dem aus sie bis zu den Klosterruinen schauen konnten.

Abrupt blieben sie stehen. Dr. Tods Augen wurden groß, als er die drei Männer sah, die sich im ehemaligen Innenhof des Klosters befanden.

»Verdammt!« zischte er. »Was geht da vor?« Er schaute Lady X an, doch sie hob nur die Schultern.

Solo Morasso überlegte nur einen Augenblick, dann hatte er sich entschieden. »Tokata, du bist wieder dran!« Der Samurai setzte sich in Bewegung…

***

Im ersten Moment war ich wirklich entsetzt. Nie hätte ich mit dem Auftauchen dieses Spinnenmonsters gerechnet. Ich wußte auch nicht, wo es hergekommen war; aber darüber nachzudenken, war müßig. Zuerst mußte Suko geholfen werden.

Doch dazu sollte es nicht kommen.

Aus dem Dunkel unter der Decke löste sich ein Schatten, und ich vernahm Flügelklatschen. Dann zischte etwas auf mich zu, das, als ich es sah, mich an eine Fledermaus erinnerte.

Es war eine Flugechse. Ein kleiner Bruder der riesenhaften Bestie, die wir ins Wasser getrieben hatten.

Ich bekam gerade noch meine Arme hoch, sonst wäre sie voll gegen mein Gesicht geflogen, so aber klatschte sie vor die Hände.

Ich hatte die Finger gekrümmt, packte instinktiv zu und fühlte die ledrige Haut unter meinen Kuppen.

Dann hatte ich das Biest.

Es gebärdete sich wie toll. Riß, zerrte und wollte aus meiner Hand wirbeln.

Ich ließ nicht los, drehte mich und schlug die kleine Bestie wütend gegen die Mauer.

Sie verendete, fiel zu Boden und blieb dort liegen.

Das war geschafft.

Doch jetzt ging es um Suko. Die Riesenspinne hockte auf ihm. Sie hatte ihm die Beine in den Leib gestemmt, und als ich sie so sah, wurde ich an ein Abenteuer erinnert, das ich mit dem Spinnendämon gehabt hatte.

Schnell schüttelte ich die Gedanken ab, denn jetzt ging es um Sukos Leben.

Durch magische Art war die Spinne nicht verändert worden, deshalb

konnte ich sie auch nicht mit geweihten Silberkugeln töten.
Ich mußte es mit den Händen und dem Messer versuchen.
Suko kämpfte ebenfalls. Er lag auf dem Rücken, hatte den linken Arm angewinkelt und schützte so sein Gesicht. Mit der rechten Faust stieß er zu und knallte sie gegen den Kopf der Spinne.
Er erzielte keinen Erfolg. Die Bestie schüttelte sich zwar, mehr geschah nicht.
Dann war ich heran.
Ich warf mich auf den harten Körper der Riesenspinne und bekam sie auch zu packen. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung riß ich sie hoch, rannte zur Seite und drosch sie gegen die Wand. Die Beine zappelten, und als sie mit ihren dünnen, aber kräftigen Beinen die Mauer berührte, brachen drei von ihnen ab.
Ich ließ die Spinne los, und sie fiel zu Boden. Sie erhob sich zwar, doch die Hälfte der Beine war kürzer. Sie konnte sich nicht so bewegen, wie sie gern gewollt hätte.
Auch Suko war aufgestanden. Wie ich trug er noch seine Maske.
Bevor er die Spinne angreifen konnte, hatte ich schon meinen silbernen Dolch gezogen.
Das Tier reichte mir fast bis an die Hüfte, nur knickte es nach der linken Seite weg, weil es dort auf den verkürzten Beinen lief.
Dem Riesenreptil hatten wir die Augen ausgestochen, vielleicht konnte ich die Spinne auf die gleiche Art und Weise besiegen.
Ich stach zu.
Leider zu überhastet, die Klinge fehlte und streifte den Kopf der Spinne. Sie mußte trotzdem etwas gespürt haben, denn sie zuckte zurück.
Sofort setzte ich nach.
Wieder ein Stich.
Diesmal traf ich besser.
Eine grünrote Flüssigkeit lief aus der Wunde.
Aber die Spinne war noch nicht besiegt. Ihre Drüse sonderte einen Faden ab, mit dem sie uns sicherlich einbinden wollte. Der Faden war ziemlich dick und auch klebrig, aber daran störte ich mich nicht. Einmal in Fahrt, machte ich dieses widerliche Monster nieder.
Dann hatten wir Ruhe.
Mein Atem ging schwer. Unter der Maske war es sowieso nicht so leicht, Luft zu bekommen. Aber abnehmen wollte ich sie auch nicht.
Suko hob den Arm.
Alles klar.
Lauerten vielleicht noch mehr von diesen Geschöpfen in der Monsterhöhle? Und warum hatte niemand etwas gesagt?
Meine kleine Taschenlampe trug ich immer bei mir. Sie war zwar nicht sehr lichtstark, doch sie hatte mir schon oft gute Dienste

erwiesen.
Ich schaltete sie ein, hob den rechten Arm und ließ den Strahl hoch zur Decke wandern.
Das Licht traf auf etwas Glitzerndes, das von einem Deckenende zum anderen hing.
Spinnweben!
Eine Hinterlassenschaft der von mir getöteten Spinne. Diese Fäden waren dicker als Finger. Wenn es der Spinne gelungen wäre, uns darin einzuwickeln, hätten wir mies ausgesehen.
Ich ging weiter.
Vielleicht lauert noch irgendwo in den Winkeln eines dieser kleinen Flugmonster, dachte ich, doch ich fand keins.
Suko hielt sich neben mir. Dabei massierte er sich die breite Brust. Dort hatten ihn die Spinnenbeine getroffen.
Wir entdeckten keine Monster mehr, und ich war beruhigt. Zusätzlich leuchteten wir noch den Boden ab. Auch hier befand sich kein Gegner, nur Staub.
Wir schienen die Schreckenskammer gesäubert zu haben. Zumindest von vordergründigen Gegnern. Aber der wahre Feind, der befand sich nach wie vor hier.
Es war das Giftgas.
Ich nickte Suko zu. Diesmal würden wir das Gewölbe wohl ohne Schwierigkeiten verlassen können, denn die Zeit drängte, das verdammte Gift mußte weg.
Ich hatte schon meinen Fuß auf die erste Steinstufe gesetzt, als es passierte.
Von draußen drang ein gellender Schrei an unsere Ohren.
Die zweite Riesenechse, dachte ich und riß mit einem heftigen Ruck die Tür auf…

***

Die drei Zurückgebliebenen waren nervös. Sie wußten, daß eine Echse erledigt war, aber da gab es noch eine zweite auf der Insel, und sie würde sicherlich nicht tatenlos im Hintergrund bleiben.
Immer wieder glitten die Blicke der Männer hinüber zu den Müllhügeln, als erwarteten sie, daß sich das Monster dort jeden Augenblick zeigte.
Herby Holl sagte keinen Ton. Er hatte den Tod seines Freundes noch immer nicht überwunden. Wie ein Häufchen Elend hockte er auf einem Stein und brütete vor sich hin, wobei er den Kopf gesenkt hielt und auf die Schuhspitzen starrte.
Sehr aufgeregt war Tom Bridger. Ihn hielt es nicht auf seinem Platz. Er lief unruhig hin und her und knetete seine Hände. Er hatte das Grauen erlebt und hoffte, daß es nicht zurückkehrte.

Nur Swift blieb ruhiger. Er lebte am längsten auf diesem Eiland und hatte sich mit dem Schrecken einigermaßen abgefunden. Wenn die Riesenechse auftauchte, konnten sie immer noch verschwinden.
Dabei ahnte niemand von ihnen etwas von der neuen Gefahr, die sich bereits anbahnte.
Tokata war unterwegs!
Der untote Samuraikiller fand mit nahezu tödlicher Präzision den Weg zu den Menschen. Und er war so schlau, daß er nicht gesehen wurde. Geschickt hielt er sich in Deckung der herumliegenden Quader und Felsen. Obwohl er über zwei Meter maß und seine Gestalt auch nicht gerade leicht war, rollte kaum ein Stein in den Innenhof des zerstörten Klosters, wo die anderen warteten.
Drei Menschen befanden sich dort.
Eine Kleinigkeit für Tokata und sein mörderisches Schwert. Vor Hunderten von Jahren hatte er mit seiner Waffe sechs Angreifer auf einmal abgeschmettert, und sein Schwert hatte seitdem nichts von seiner ursprünglichen Kraft verloren.
Der Pilot schaute auf seine Uhr. »Verdammt«, murmelte er, »die halten es aber lange aus.«
Swift hob die Schultern. »Was wollen Sie? Diese Monsterhöhle hat eben auch ihre Reize.« Er lachte blechern.
»Danke, verzichte«, erwiderte Tom. »Ich mache drei Kreuzzeichen, wenn ich diese Insel heil verlassen kann.«
»Das ist eben die Frage.«
»Wieso?«
»Wer sagt Ihnen eigentlich, daß das Funkgerät nicht von irgendwelchen Monstern zerstört worden ist?«
»Malen Sie den Teufel nicht an die Wand.«
»Ich bin Realist.«
»Darauf verzichte ich.«
Ernie Swift lachte wieder. »Die Insel wird für uns noch zu einem großen Grab«, prophezeite er.
Auch Herby Holl hatte die Worte vernommen. Ruckartig hob er den Kopf und sprang auf. »Hör auf mit dem Gerede! Hör auf damit! Ich will hier nicht sterben, verdammt!«
»Aber es stimmt doch!«
»Nein, zum Teufel!«
»Ja, zum Teufel!« Swift streckte den Arm aus und machte eine kreisende Bewegung. »Beim Teufel werden wir bald alle sein, wenn das so weitergeht. Glaubt es mir!«
Da drehte Herby Holl durch. Er senkte den Kopf, ballte die Hände zu Fäusten und ging auf Swift los. Der war so überrascht, daß er den ersten Schlag deckungslos einsteckte. Der Hieb schmetterte ihn zu Boden, und Holl blieb vor Swift breitbeinig stehen. »Dich mach ich

fertig, du Schwein. Uns hier so zu drangsalieren. Warte, das hast du nicht umsonst getan, verfluchter Hund!«

Herby Holl war unberechenbar geworden. In den letzten Minuten hatte er einen regelrechten Knacks bekommen.

»Es war ja nicht so gemeint«, versuchte Swift sich zu verteidigen.

»Nimm es nicht so ernst.« Er hob beide Hände, aber Holl kannte keinen Pardon.

Er wollte treten.

Das war Tom Bridger zuviel. Auch ihm hatten die Worte nicht gefallen, doch deshalb eine Schlägerei anzufangen, ging wirklich zu weit. Sie hatten verdammt andere Sorgen, als sich gegenseitig umzubringen. Die Gegner würden sich nur ins Fäustchen lachen.

Bevor Herby Holl zutreten konnte, schnellte Tom Bridger sich ab.

Er flog auf den jungen Mann zu, bekam dessen Hüfte zu fassen und riß ihn um.

Beide krachten zu Boden.

»Laß mich!« kreischte Holl und versuchte, nach Tom zu schlagen.

Doch Bridger hatte die bessere Position, Herby lag unter ihm. Hart riß er ihn hoch und versetzte ihm einen klassischen Uppercut.

Herby Holl verdrehte die Augen, breitete noch die Arme aus und fiel lang in den Staub.

Stöhnend blieb er liegen.

Ernie Swift war wieder auf die Beine gekommen. Er wollte sich bei Tom bedanken, doch da sah er die riesige Gestalt, die plötzlich auf dem Innenhof des Klosters stand.

Tokata!

Weit riß Ernie den Mund auf und begann zu schreien…

***

Ich sprang nach draußen. Eigentlich hatte ich mit allem gerechnet, mit mutierten Riesenwürmern, gefährlichen Krebsen oder riesigen Vögeln, aber den, der jetzt vor mir stand, hätte ich nicht erwartet.

Der Samurai des Satans baute sich vor mir auf.

Und wo er auftauchte, war auch Dr. Tod nicht mehr weit. Ebenso wie Lady X.

Ich blieb so abrupt stehen, daß Suko gegen mich prallte und mich nach vorn stieß. Der Chinese sah Tokata einen Herzschlag später als ich und stieß einen Fluch aus.

Auch der Samurai bemerkte uns jetzt erst, und er zuckte herum.

Er wußte, wer seine Feinde waren, nicht die drei Männer auf dem Hof, die er töten sollte, sondern wir.

Trotzdem bekam er von Dr. Tod noch den Befehl. Der dämonische Verbrecher stand zusammen mit Lady X auf halber Hügelhöhe und stieß drohend die Faust in die Luft.

»Töte Sinclair!« brüllte er. »Töte ihn!«

Dieser Befehl reichte. Mir war klar, wenn ich Tokata in die Finger geriet, war es aus. Es sei denn, ich hatte eine wirksame Waffe gegen ihn.

Mit dem Kreuz konnte ich nichts anfangen. Es entstammte einer ganz anderen Mythologie, die Silberkugeln nutzten auch nichts, vielleicht noch die Dämonenpeitsche, aber die hatte Suko, und der Samurai war auf mich programmiert.

Der Bumerang.

Ja, vielleicht konnte ich ihn damit erledigen. Nur lag der im Koffer. Der Koffer wiederum befand sich etwa 20 Schritte von mir entfernt.

Ich mußte es wagen.

Jede Sekunde zählte.

Ich war schneller als Tokata, sprintete auf den Koffer zu und sah aus den Augenwinkeln die entsetzt dastehenden anderen Besucher der Insel.

Während ich rannte, riß ich meine Maske vom Gesicht und schleuderte sie fort.

Aber auch Tokata startete.

Gleichzeitig rannte Suko los. Ebenfalls ohne Maske.

Und Lady X zog einen schweren Revolver.

Die nächsten Minuten zählten mit zu den mörderischsten, die ich je erlebt habe…

***

Suko sah, daß ich es nicht schaffen konnte. Die Distanz zum Koffer war zwischen mir und Tokata zwar ungefähr gleich, aber der Samurai konnte dank seiner Größe schneller laufen.

In diesen Augenblicken setzte auch Suko seine gesamte Kraft und Spurtschnelligkeit ein. Schräg jagte er auf das gefährliche Monster zu, um ihm den Weg abzuschneiden.

Da peitschten die ersten Schüsse.

Lady X hatte sich hingekniet, um besser zielen zu können, trotzdem war die Entfernung noch zu groß für einen sicheren Treffer.

Die Bleihummeln jaulten an Suko vorbei oder hackten vor ihm in die Erde.

Der Samurai des Satans hielt sein Schwert hoch. Die lange Klinge blitzte auf. Er selbst bot in seiner alten, pechschwarzen Kampfkleidung einen unheimlichen Anblick.

Plötzlich schnellte ein Körper durch die Luft. Flach flog er über den Boden, die beiden Füße voran und zum Karateschlag gekrümmt. Dann ging Suko in den Mann.

Diese Wucht haute auch den Samurai um.

Er kam völlig aus dem Rhythmus, stürzte zu Boden und überschlug

sich dort.
Wieder feuerte das Weib.
Suko zog den Kopf ein und rollte sich herum. Dabei zog er seine Beretta und schoß zurück.
Lady X wechselte die Stellung, so daß der Chinese einen Augenblick Ruhe hatte.
Er feuerte weiter und jagte das Blei in den untoten Körper, doch der Samurai schluckte die Kugeln und stand auf, als wenn nichts gewesen wäre.
Suko schnellte zur Seite, denn Tokata schlug zu. Sein Schwert zerteilte die Luft und hieb gegen einen Stein, wo die lange Klinge einen Funkenregen warf.
Dann sah Suko eine Chance. Er ließ die Beretta fallen und packte mit beiden Händen einen Stein. Der Chinese hob ihn hoch und schleuderte ihn Tokata entgegen.
Suko hatte gut gezielt. Der Brocken krachte gegen die Brust des Samurais und trieb ihn zurück.
Ich hatte inzwischen meinen Koffer erreicht, riß ihn auf und nahm den Bumerang hervor.
Bei der Riesenbestie hatte er nichts genutzt, ich war gespannt, ob ich mit ihm den Samurai des Satans ausschalten konnte.
»Weg da!« brüllte ich Suko zu, und der Chinese verstand. Er hetzte zur Seite.
Auch Tokata hatte den Schrei gehört, wandte sich um und schaute mir entgegen.
Ja, so stand er richtig.
Alle Kraft legte ich in meinen Wurf, und dann jagte der Bumerang als blitzendes Geschoß auf dem Samurai zu…

***

Plötzlich schien die Zeit stillzustehen. Wenigstens hatte ich das Gefühl, als ich den Flug des Bumerangs verfolgte. Er war von mir so gezielt geworfen worden, daß er dem Samurai glatt den Kopf vom Hals getrennt hätte.
Ja, hätte…
Aber ich kämpfte nicht gegen irgend jemand, sondern gegen Tokata, einen Gegner der Superlative. Und der Samurai reagierte ebensogut und so schnell wie ich.
Er duckte sich zur Seite weg und riß gleichzeitig seinen linken, waffenlosen Arm hoch. Der Bumerang, auf seinen Hals gezielt, traf nur den Arm.
Mit ungeheurer Wucht wickelte er sich förmlich um den Arm des Samurais. Ich sah nur noch eine wild rotierende, blitzende Scheibe, die sich in den Arm hineinfraß und ihn wie eine Kreissäge dicht unter

der Schulter abtrennte.
Die Waffe fiel zu Boden.
Wie auch der Arm.
Für eine Sekunde stand Tokata regungslos, dann drang ein unheimlicher, uriger Schrei hinter seiner Maske hervor. Ein Laut, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Im nächsten Augenblick nahm er sein Schwert, drehte sich und schlug die Spitze gegen den noch immer rotierenden Bumerang.
Er legte unheimlich viel Kraft in den Hieb und schleuderte meine Waffe nach links, dort, wo auch Dr. Tod und Lady X standen.
Dr. Tod hatte Glück. Der Bumerang zog seine Bahn, beschrieb einen Halbbogen und fiel dicht vor den Füßen des dämonischen Verbrechers zu Boden.
Blitzschnell bückte sich Morasso und hob ihn auf. Er konnte ihn anfassen, denn er war kein Dämon.
Wild lachte er auf.
Sein Lachen war es, das mich wieder in die Wirklichkeit zurückriß.
Dr. Tod, mein Feind, besaß nun den Bumerang. Meine wertvolle Waffe, die aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume entstanden war, befand sich nun in der Hand dieses Verbrechers.
Unglaublich – aber wahr.
Und ich sah keine Chance, an den Bumerang heranzukommen.
Triumphierend hielt Solo Morasso die Waffe hoch und lachte weiterhin wie irr. Es war wie das Gelächter des Teufels, das jedoch plötzlich abbrach, als Dr. Tod seinem Diener einen Befehl zuschrie.
»Komm zu mir!« brüllte er.
Tokata drehte sich um. Sein linker Arm lag nach wie vor auf dem Boden, von ihm würde nicht mehr viel übrigbleiben. Er zerfiel langsam zu Staub.
Dann rannte der Samurai los.
»Aber das Gas!« kreischte Lady X plötzlich. »Wir müssen es holen.«
»Nein, ich habe den Bumerang!« lachte Dr. Tod.
Okay, er hatte ihn, doch wir würden alles daransetzen, um ihn wiederzubekommen.
Tokata hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als Suko und ich die Verfolgung aufnahmen.
Schüsse stoppten uns.
Sie waren verdammt gut gezielt. In der sicheren Deckung eines Felsens hockend, nahm Lady X uns unter Feuer. Sie schoß wie ein Profi. Eiskalt setzte sie uns die Kugeln in einem Halbkreis vor die Füße, so daß wir ebenfalls Deckung nehmen mußten.
Tokata hatte seinen Herrn und Meister bereits erreicht. Auf der Hügelkuppe drehte er sich noch einmal um und drohte uns. Er hatte jetzt nur noch seinen rechten Arm, aber auch damit war er gefährlich

genug.

Lady X schien zwei Waffen zu besitzen, denn normalerweise hätte sie längst nachladen müssen. Ich machte mich so klein wie möglich und kroch hinter dem Felsen hervor. Auf dem Boden robbte ich weiter, peilte mein Ziel dabei an und sah nur noch eine wegrennende Terroristin.

Wie Dr. Tod und Tokata verschwand sie hinter der Hügelkuppe.

Wir hatten die verdammte Strecke noch vor uns. Mußten den Hügel rauf, was wesentlich länger dauerte, als ihn hinunterzulaufen.

Fast gleichzeitig erreichten Suko und ich die Kuppe.

Wir sahen sie rennen.

Für einen Stoppschuß war die Entfernung längst zu groß. Trotzdem wollte ich nicht wahrhaben, daß sie mir entkamen. Ich jagte hinterher, erreichte auch den Strand, doch da hockten die drei längst in ihrem Boot und dampften ab.

Tokata stand am Heck und drohte mir mit seinem Schwert. Ich hatte wieder einen Todfeind hinzugewonnen, denn seinen abgetrennten Arm würde er mir nicht vergessen.

Aber ich war auch bereit, mir den Bumerang wieder zurückzuholen. Vor Wut ballte ich die Hände, und meine Zähne knirschten aufeinander.

»Ich kriege dich, Solo Morasso. Irgendwann, darauf kannst du dich verlassen!«

Das Versprechen klang wie ein Schwur!

***

Auf halbem Weg kamen uns die anderen entgegen. In ihren Gesichtern spiegelte sich noch immer der Schrecken, den sie in den letzten Minuten erlebt hatten.

Es war merklich dunkler geworden. Die Dämmerung würde bald über die Insel fallen.

War es ein schlechter Tag? Wenn ich an meinen Bumerang dachte, dann ja. Doch sein Ziel, das Giftgas in die Hände zu bekommen, das hatte Dr. Tod nicht erreicht. Und vielleicht hatte ich durch diesen verlorenen Kampf Hunderte von Menschenleben gerettet.

Diese Vorstellung war ein großer Trost für mich.

Suko legte mir seine Hand auf die Schulter. »Sorry, John, aber ich kam nicht mehr dazu, meine Dämonenpeitsche einzusetzen. Es ging einfach alles zu schnell.«

Ich winkte ab. »Mach dir keine Vorwürfe. Es hat eben nicht sein sollen.«

Wir begaben uns dorthin, wo Herby Holls Boot lag. Der junge Mann befand sich bereits an Deck, um über Funk Hilfe herbeizuholen.

Ich wollte so rasch wie möglich nach London. Dabei ahnten weder

Suko noch ich, daß uns auf dem Weg dorthin ein weiteres gefährliches Abenteuer bevorstand.

Unsere Begegnung mit den Killerblumen…

ENDE